

DER FELS

Papst Franziskus:

„Warum sucht ihr den Herrn bei den Toten?“ 99

Erzbischof Stanislaw Gadecki:

„In tiefer Besorgnis und brüderlicher
Sorge über den synodalen Weg“ 112

Michael Schneider-Flagmeyer:

„Die lange Spitze eines großen Eisberges“ 118

Katholisches Wort in die Zeit

53. Jahr April 2022



INHALT

Papst Franziskus: „Warum sucht ihr den Herrn bei den Toten?“	99
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Am Pfahl	101
Pater Hermes: Der begrabene Christus	102
Pastoralreferent Alfons Zimmer: Am Haken	106
Ursula Zöller: All die vielen Toten – damals und jetzt wieder!	108
Pfr. Ludwig Gschwind: Der Sultan befahl seinen Tod – Ostern 1821	110
Erzbischof Stanislaw Gadecki: „In tiefer Besorgnis und brüderlicher Sorge über den synodalen Weg“	112
Michael Schneider-Flagmeyer: „Die lange Spitze eines großen Eisberges“	118
Diakon Raymund Fobes: Prägende Begegnung mit Weggefährten von Papst Benedikt XVI.	120
Ursula Zöller: Reformer und Wegbereiter in der Kirche: Johannes von Gott	123
Ursula Zöller: Humor ist, ... Sie wissen schon was ..	124
Auf dem Prüfstand	125
Leserbrief	126
Gebet für den Frieden	127

Impressum „Der Fels“ April 2022 Seite 127
Redaktionsschluss ist jew. der 5. des Vormonats

Titelbild: Jesu Einzug in Jerusalem
Die Psalmen, Belser Verlag, 1997, S. 36

Foto- und Quellennachweise: Seite 127

Liebe Leser,

Der Apostel Paulus erinnert die Korinther (1,12-19) an das Wort des Herrn, dass er „vieles leiden und den Tod erdulden, am dritten Tag aber auferweckt werde“ (Mt 16,21). Christi Auferstehung und die Auferstehung der Toten ist die zentrale Botschaft, die den Korinthern verkündet wurde.

Nach einer repräsentativen Untersuchung von Allensbach bekennen sich 23% der Katholiken in Deutschland als „gläubig“. Sie setzen also ihre Hoffnung auf Christus. Sie beantworten auch die Frage, die Jesus an die Jünger richtete, als sich die Massen von ihm abwandten: „Wollt auch ihr gehen?“ wie Petrus: „Du hast Worte des ewigen Lebens.“

Zugegeben, es ist heute für die kirchenverbundenen Katholiken nicht leicht die Antwort des Petrus zu geben. Zwar haben alle im Katechismus der Kirche (KKK) einen sicheren Kompass, um sich zu orientieren, aber dieser Glaube muss ihnen auch in Predigt und Katechese ausgelegt werden. Deutschland ist zum Missionsland geworden. Das belegt eine einzige Zahl: Die Zahl der Priesterweihe ist von 557 im Jahr 1962 auf 56 (2020) d.h. um rund 90% geschrumpft. Priester aus Schwarzafrika und Asien füllen mühsam die Lücken aus.

Der laufende „Synodale Prozess“ sollte zu einer Reform führen, um das verlorene Vertrauen zurückzugewinnen. Bischof Voderholzer musste aber bei der Abstimmung über das Synodenstatut feststellen, dass die sexuellen Missbrauchsfälle als Hebel für die Schaffung einer neuen Kirche instrumentalisiert werden.

Nach der dritten Vollversammlung des „Synodalen Prozesses“ lässt sich eine erste Bilanz ziehen. Die Berichte der Deutschen Bischofskonferenz und der Synodenmehrheit nahestehenden Medien sind voller Euphorie: „Uns gelingt der Durchbruch in eine veränderte

Kultur“ (presse@synodalerweg.de). Es ist der große Befreiungsschlag, der verkündet wird. Dem Orientierungstext „Theologische Grundlagen des Synodalen Weges“ wurde zu 86,4% zugestimmt. 41 Bischöfe stimmten zu, 16 dagegen. Der Text spricht von Bibel, Tradition, Lehramt und Theologie als Quellen. Er nennt aber zusätzlich „Zeichen der Zeit und den Glaubenssinn des Volkes Gottes“ als weitere Quellen. Die Bischöfe Voderholzer und Oster sehen hier eine Kompetenzverschiebung vom ordentlichen Lehramt der Bischöfe zum „Lehramt“ der Theologie. Die katholische Kirche ist wegen der sexuellen Missbrauchsfälle keine grundverdorrene Institution, wie sie von Medien hingestellt wird, um sie zum Schweigen zu bringen. Es ist nicht die Kirche, sondern es sind Mitglieder der Kirche, welche sexuellen Missbrauch verübt haben.

Paulus sagt den Korinthern, die nicht mehr an den auferstandenen Herrn glauben, dass sie dann noch in ihren Sünden sind, wenn Christus nicht auferstanden ist. Denn es ist der Herr, der im Bußsakrament die Sünden vergibt – jede bereute Sünde – und so den Menschen ihre Würde zurückgibt und einen Neubeginn im Leben möglich macht. Wer an den auferstandenen Herrn glaubt, kann befreit am Ostertag sagen: Er ist wahrhaft auferstanden!

Mit den besten Wünschen
aus Kaufering



Ihr Hubert Gindert
und das Redaktionsteam

„Warum sucht ihr den Herrn bei den Toten?“

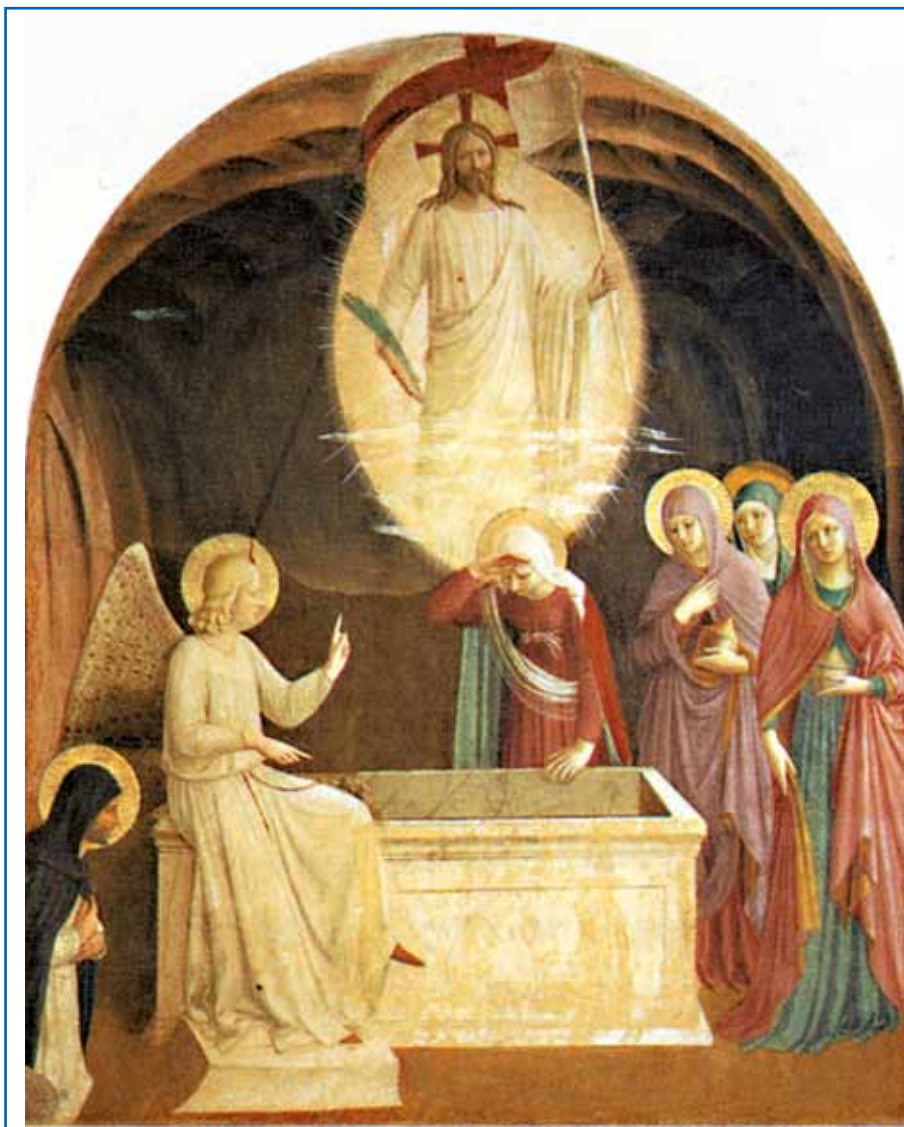
1. Die Frauen gehen mit wohlriechenden Salben zum Grab, aber sie fürchten, dass ihr Weg vergebens ist, denn ein großer Stein blockiert den Eingang zum Grab. Der Weg dieser Frauen ist auch unser Weg; er ähnelt dem Weg des Heils, den wir heute Abend gegangen sind. Alles scheint da an einem Stein zu zerschellen: die Schönheit der Schöpfung am Drama der Sünde; die Befreiung aus der Sklaverei an der Untreue gegenüber dem Bund; die Verheißungen der Propheten an der traurigen Gleichgültigkeit des Volkes. So auch in der Geschichte der Kirche und in der Geschichte eines jeden von uns: Es scheint, dass die unternommenen Schritte nie ihr Ziel erreichen. Man könnte auf den Gedanken kommen, dass die Enttäuschung aller Hoffnung das dunkle Gesetz des Lebens sei.

Heute entdecken wir jedoch, dass unser Weg nicht umsonst ist, dass er nicht an einem Grabstein zerschellt. Ein Satz erschüttert die Frauen und ändert den Lauf der Geschichte: »Was sucht ihr den Lebenden bei den Toten?« (Lk 24,5); warum denkt ihr, alles sei umsonst und niemand könne eure Steine entfernen? Warum verfallt ihr in Resignation oder warum gebt ihr euch geschlagen? Ostern, liebe Brüder und Schwestern, ist das Fest, an dem die Steine weggewälzt werden. Gott entfernt die härtesten Steine, gegen die unsere Hoffnungen und Erwartungen prallen: Tod, Sünde, Angst, Weltlichkeit. Die Geschichte des Menschen endet nicht an einem Grabstein, denn heute entdeckt sie den »lebendigen Stein« (vgl. 1 Petr 2,4): den auferstandenen Jesus. Wir als Kirche gründen auf ihm. Auch wenn wir den Mut verlieren, auch wenn wir versucht sind, alles von unserer Erfolglosigkeit her zu beurteilen, kommt er, um die Dinge neu zu schaffen und unsere Enttäuschungen zu überwinden. Heute Abend ist jeder aufgerufen, im Lebendigen den zu erkennen, der die schwersten Steine vom

Herzen entfernt. Zuerst einmal fragen wir uns: *Welcher Stein ist bei mir wegzuwälzen, wie heißt dieser Stein?*

Oft ist es der *Stein des Misstrauens*, der die Hoffnung behindert. Wenn man den Gedanken zulässt, dass alles schiefgeht und dass das Schlechte nie aufhört, dann glauben wir schließlich, dass der Tod stärker ist als das Leben und wir werden zynisch und spöttisch, krankhafte Entmutigung befällt uns. Stein für Stein errichten wir in uns eine Gedenkstätte der Unzufriedenheit, ein *Grab der Hoffnung*. Wenn wir das Le-

ben beklagen, machen wir das Leben von den Klagen abhängig und geistlich krank. Eine Art *Psychologie des Grabes* schleicht sich ein: alles endet dort, ohne Hoffnung, jemals wieder lebendig herauszukommen. Aber da ist die brennende Frage von Ostern: *Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?* Der Herr lebt nicht in der Resignation. Er ist auferstanden, er ist nicht da; sucht nicht nach ihm, wo ihr ihn nie finden werdet; er ist nicht der Gott der Toten, sondern der Gott der Lebenden (vgl. Mt 22,32). Begraben wir die Hoffnung nicht!



Es gibt einen zweiten Stein, der oft das Herz versiegelt: *den Stein der Sünde*. Die Sünde verführt, verspricht einfache und fertige Dinge, Wohlbefinden und Erfolg, hinterlässt dann aber im Inneren nur Einsamkeit und Tod. Die Sünde besteht darin, das Leben bei den Toten zu suchen, den Sinn des Lebens in den Dingen, die vergehen. *Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten? Warum entschließt du dich nicht, von jener*



„Sein Blick schenkt uns Hoffnung, denn er sagt uns, dass wir immer geliebt werden und dass sich trotz all dem, was wir immer wieder anrichten, seine Liebe nicht ändert.“

Sünde abzulassen, die wie ein Stein vor dem Herzen das Eindringen des göttlichen Lichts verhindert? Warum ziehst du Jesus, das wahre Licht, nicht dem grellen Schein von Geld, Karriere, Stolz und Vergnügung vor (vgl. Joh 1,9)? Warum sagst du den weltlichen Eitelkeiten nicht, dass du nicht für sie lebst, sondern für den Herrn des Lebens?

2 Kehren wir zu den Frauen zurück, die zum Grab Jesu gehen. Vor dem entfernten Stein bleiben sie erstaunt stehen; als sie die Engel sahen, waren sie, wie das Evangelium sagt, »verängstigt« und sie »blickten zu Boden« (Lk 24,5). Sie haben nicht den Mut, aufzublicken. Wie oft passiert das auch uns: Kauern verharren wir lieber innerhalb unserer Grenzen und verkriechen uns in unseren Ängsten. Es ist seltsam, aber warum tun wir das? Oft, weil wir selbst in der Abgeschlos-

senheit und Traurigkeit die Hauptpersonen sind, weil es einfacher ist, in den dunklen Räumen des Herzens allein zu sein, als sich dem Herrn zu öffnen. Und doch richtet nur er uns auf. Eine Dichterin schrieb einmal: »Wir kennen unsere Größe nicht, bis wir aufgefordert werden, aufzustehen« (E. Dickinson, *We never know how high we are*). Der Herr ruft uns aufzustehen, auf sein Wort hin aufzuerstehen, nach oben zu blicken und daran zu glauben, dass wir für den Himmel, nicht für die Erde, für die Höhen des Lebens und nicht für die Niederungen des Todes geschaffen sind: *warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?*

Gott möchte von uns, dass wir das Leben so betrachten, wie er es betrachtet; er, der in jedem von uns immer einen unbändigen Kern der Schönheit sieht. Hinter der Sünde sieht er Kinder, denen aufgeholfen werden muss; hinter dem Tod sieht er Brüder, die zur Auferweckung bestimmt sind; hinter der Trostlosigkeit sieht er Herzen, die zu trösten sind. Habt also keine Angst: Der Herr liebt dein Leben, auch wenn du selbst Angst davor hast, es anzusehen und es in die Hände zu nehmen. An Ostern zeigt er dir, wie sehr er dein Leben liebt: so sehr, dass er es ganz durchlebt, um die Qualen, die Verlassenheit, den Tod und die Unterwelt selbst zu erfahren, um aus alledem siegreich hervorzugehen und dir zu sagen: „Du bist nicht allein, vertrau mir!“ Jesus ist ein Spezialist darin, unsere Tode in Leben zu verwandeln, unser Klagen in ein Tanzen (vgl. Ps 30,12): Mit ihm können auch wir das *Pascha* begehen, d.h. den Übergang von der Verslossenheit zur Gemeinschaft, von der Trostlosigkeit zur Tröstung, von der Angst zum Vertrauen. Schauen wir nicht weiter ängstlich zu Boden, sondern auf den auferstandenen Jesus: Sein Blick schenkt uns Hoffnung, denn er sagt uns, dass wir immer geliebt werden und dass sich trotz all dem, was wir immer wieder anrichten, seine Liebe nicht ändert. Das ist die nicht verhandelbare Gewissheit des Lebens: Seine Liebe ändert sich nicht. Fragen wir uns selbst: *Worauf richtet sich mein Blick im Leben?* Richtet sich mein Sinn auf die „Grabstätten“ im Leben oder suche ich den Lebenden?

3 *Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?* Die Frauen hören auf die Weisung der Engel, die dann noch sagen: »Erinnert euch an das,

was er euch gesagt hat, als er noch in Galiläa war« (Lk 24,6). Diese Frauen hatten die Hoffnung vergessen, weil sie sich nicht an die Worte Jesu erinnerten, an den Ruf, der in Galiläa an sie ergangen war. Als die lebendige Erinnerung an Jesus verlorengegangen war, bleibt ihnen nur der Blick auf das Grab. Der Glaube muss nach Galiläa zurückkehren, um die erste Liebe zu Jesus, seinen Ruf, wiederzubeleben: sich an ihn zu erinnern, d.h. im Inneren, *mit dem Herzen zu ihm zurückzukehren*. Die Rückkehr zu einer lebendigen Liebe zum Herrn ist unerlässlich, sonst hat man einen musealen, aber keinen österlichen Glauben. Aber Jesus ist nicht eine Persönlichkeit aus der Vergangenheit, er ist eine heute lebende Person; man lernt ihn nicht in Geschichtsbüchern kennen, man begegnet ihm im Leben. Erinnern wir uns heute daran, wie Jesus uns gerufen hat, wie er unsere Abgründe, unsere Widerstände und unsere Sünden besiegte und wie er unsere Herzen mit seinem Wort berührte.

Brüder und Schwestern, kehren wir zurück nach Galiläa.

Als die Frauen sich an Jesus erinnern, verlassen sie das Grab. Ostern lehrt uns, dass der Gläubige nicht lange auf dem Friedhof stehen bleibt, weil er gerufen ist, dem Lebendigen entgegenzugehen. Fragen wir uns selbst: *Worauf gehe ich zu in meinem Leben?* Manchmal wenden wir uns ausschließlich unseren Problemen zu, die nie ausgehen, und wir wenden uns nur an den Herrn, damit er uns hilft. Aber dann sind es unsere Bedürfnisse, die uns leiten, und nicht Jesus. Und wir suchen damit weiter den Lebenden bei den Toten. Wie oft kehren wir, auch wenn wir dem Herrn schon begegnet sind, doch wieder zu den Toten zurück und drehen uns innerlich im Kreis und rühren die alten Weinerlichkeiten, Gewissensbisse, Wunden und Unzufriedenheiten wieder neu auf, und lassen so nicht zu, dass der Auferstandene uns verwandelt. Liebe Brüder und Schwestern, geben wir dem Lebendigen einen zentralen Platz im Leben. Wir bitten um die Gnade, nicht von der Strömung, vom Meer der Probleme weggetragen zu werden; nicht an den Felsen der Sünde und auf den Klippen des Misstrauens und der Angst zu zerschellen. Suchen wir ihn, lassen wir uns von ihm suchen, suchen wir ihn in allem und vor allem. Mit ihm werden wir auferstehen.

@L.E.V. 2019

Am Pfahl

50 Jahre schweigt Marian Kolodziej.
Dann malt er alles aus sich heraus

Marian Kolodziej hat die Hölle überlebt. Als 18-Jähriger will er sich nach Hitlers Überfall auf Polen mit einem Freund der polnischen Untergrundarmee in Frankreich anschließen. Er wird gefasst und ins Konzentrationslager Auschwitz gebracht. Mit dem allerersten Transport dorthin überhaupt. Jahre bleibt er dort. 1945 wird er von der US-Armee aus dem österreichischen KZ Mauthausen-Ebensee befreit. Er wiegt noch 36 kg.

Er, der die Hölle gesehen hat, schweigt über die Hölle, über Entwürdigungen, Erniedrigungen, Brutalität, fabrikmäßige Vernichtung. Der die Vernichtung überlebt hat, er schweigt fast 50 Jahre lang. Aus Scham? Er ist nicht der Einzige, der schweigt. Viele der Überlebenden zeigen ein Leben lang niemandem ihre unverheilten Wunden.

Kolodziej lebt ein bürgerliches Leben. Er studiert Kunst in Krakau. Er wird Bühnenbildner. 40 Jahre lang ist ein Krakauer Theater sein Schaffensort. Zwei große Papstaltäre darf er gestalten für Freiluftgottesdienste mit Johannes Paul II. Das Unausprechliche aber war jahrzehntelang in ihm verschlossen.

1992 erleidet er einen Schlaganfall. Das ist die Wende. Ob es die Todesnähe war? Ab da bricht es aus ihm heraus. Ab da empfindet er es als Pflicht, der Welt das Leiden seiner Leidensgenossen zu zeigen. Unaufhörlich in Millionen von Strichen zeichnet der halbseitig Gelähmte seine Erinnerungen an die Schreckenszeit. „Klischees der Erinnerung“ nennt er sie. Die 260 großen Zeichnungen aus der Todesfabrik können einem auf den Magen schlagen.

In einem Doppelselbstbildnis trägt er als alter Mann das Halbskelett des jungen Marian mit der eintätowierten Nummer 432. Ist es nur die Stilisierung eines abgemagerten KZ-Häftlings?

Nein. Bei der Befreiung war er genau dieses Skelett, dem Tode näher als dem Leben. Das „Lagerorchester“ spielt zum Appell auf. Halbtote tragen gerade Gestorbene. Die Zahlen müssen stimmen. Im „Rauch über Birkenau“ gibt er den Vergasten und Verbrannten Gesichter zurück, den Juden, den Roma, den Polen, den Tschechen, den Franzosen und anderen. Zu Recht sind Polen empört, wenn wir gedankenlos „polnisches KZ Auschwitz“ sagen. Es war ein deutsches auf polnischem Staatsgebiet.

Viele von Kolodziejs Zeichnungen lehnen sich in Motiven und Posen an Dürers Apokalypse, an Boschs Dämonenwelt und an Grünewalds Kreuzigung an. Damit ist das Leiden von Auschwitz hineingestellt in das Leiden der Menschheit, auch in die christliche Überlieferung des Kreuzweges Jesu.

Man kann fragen, ob Kolodziej diese Verbindung schon damals im Lager spürte oder ob er sie erst bei der Verarbeitung der Geschehnisse nutzt. Er sagt, im Lager hätten ihm als jungem Menschen die erlernten Pfadfindertugenden geholfen. Als altem Menschen hilft ihm sehr das Glaubensmotiv des Mitleidens Christi. Aber auch der stellvertretend in Auschwitz für einen Familienvater gestorbene Pater Maximilian Kolbe ist ihm wichtig geworden. Kennengelernt hat er ihn nicht. Mehrfach zeichnet er ihn nun. Kolbes gültiges Gesicht ist wie ein Lichtschein im Mordlager. Alle Kolodziej-Zeichnungen sind seit der Jahrtausendwende dauerhaft ausgestellt in der zum Komplex des Franziskaner-Zentrums Hl. Maximilian gehörigen Immaculata-Kirche in Harmeze unweit von Auschwitz.

Auch beim Bild der „Abnahme vom Pfahl“ wird Kolodziej an Kolbe gedacht haben. Zunächst ist es Christus mit der Stacheldraht-Dornenkrone, der die „Nummer 432“ trägt und hält. Das



Abnahme vom Pfahl. Marian Kolodziej. Alu-Druck-Ausstellung der Evangelischen Akademie 2021 in der KoFabrik Bochum

Pfahlhängen ist eine schreckliche Lagerfolter. Mit auf dem Rücken zusammengebundenen Händen hängt der Häftling ohnmächtig vor Schmerz am hohen Pfahl. Das Bild des Theatermannes Kolodziej lässt hier an die Pose des Tanzens denken. Doch auch der Tanzpartner Christus bleibt ohnmächtig angekettet. Aber er ist da. Ebenso Kolbe im Hungerbunker: Er ist ohnmächtig, aber er ist da, – bei den anderen, – Christus spiegelnd.

„Wo ist Gott? Wo ist er?“, fragt bei der Hinrichtung von drei Häftlingen durch den Galgen ein hinter dem jungen jüdischen Auschwitzhäftling Elie Wiesel (+2016) Stehender. Zwei Gehängte sind sofort tot. Nur der Junge am Strick, er ist zu leicht. Er kämpft noch eine halbe Stunde zwischen Leben und Tod. Eine Stimme in Elie antwortet: „Wo Gott ist? Dort, dort hängt er am Galgen.“ Wenn es nicht Zeugen, Leidensgenossen aus dem Mordlager, der jüdische Mithäftling Elie und der katholische polnische Zeichner Marian im Bild sagen würden, man dürfte es schwerlich so schreiben.

Der begrabene Christus

Eine Ostererzählung aus der Ukraine

Ich musste es über mich ergehen lassen: Aglaja Borissowna umarmte mich und drückte mir einen herzhaften Kuss auf die Wange, ohne dabei ihren Redefluss zu unterbrechen. „ja, ja, Christas waskrés – wir sagen’s noch und glauben’s doch nimmer, wir geben uns den Kuss und haben doch keinen Frieden: ja, auch bei mir liegt Er noch begraben, ich habe Krieg mit Ihm – ach, barmherziger Gott, alle haben sie Krieg mit Ihm. Aber kommen Sie doch herein, bátjuschka – kommen Sie und machen Sie sich’s bequem! Ist ja so nur ein Stündchen, ein Stündleinchen,

und dann wieder hinauf zu diesen Menschenfressern, zu diesen ..., Herr, hab Mitleid mit uns Sündern! ... Und hier unser Schäfchen, meine Schwester! Will Ihnen auch ein gutes Fest wünschen – nur zu, Olga, keine Scheu! Unser Gast beißt nicht, ach nein, sie beißen nicht mehr, die Deutschen, stumpf sind ihnen die Zähne geworden an der Kukuruzkleie, der scheußlichen. Verzeihen Sie, sie ist eine gute Seele; sie hat den Knäuel, die Arme, findet nur nicht den Faden. Aber sie ist im Frieden, sie hat keinen Krieg, mit niemandem. Und nun greifen Sie zu, Väterchen, aber bitte doch, greifen Sie zu! Verwöhnt sind Sie ja nicht und werden vorlieb nehmen mit unserm bescheidenen Feiertag, wir sind ja auch nicht reich, alle sind wir arm geworden. Das Ei’chen zuerst, wenn’s beliebt, so gehört es sich heute, greifen Sie zu, bedienen Sie sich!“

„Greifen Sie zu, bedienen Sie sich!“ – kam es wie ein Echo aus Olgas Mund, und ihr rundliches Gesicht war womöglich noch freundlicher als das scharfgeschnittene ihrer Schwester, das einmal sehr schön gewesen sein muss. Olga schien überhaupt nur dazu auf der Welt zu sein, das Echo oder den Schatten Aglajas zu bilden. Sie sagte kein Wort, das nicht vorher aus dem Mund ihrer Schwester gekommen war, und begleitete deren Rede mit den nachdrücklichsten Gebärden, so ihre vollkommene Übereinstimmung ausdrückend.

Aglaja bewohnte mit ihrer Schwester zwei Zimmer ihres ziemlich geräumigen Hauses jenseits der Schlucht, die zwischen unserm Lagergelände und dem alten Friedhof des südlichen Kiewer Stadtteiles zum Dnjepr hin verlief. Die übrigen Zimmer hatte sie an unseren Natschalnik und einen unserer Arbeitsaufseher vermietet. Von der

Miete und den Erträgnissen ihres mit viel Fleiß bebauten Obstgartens fristeten die beiden etwa fünfzigjährigen Frauen ihr Leben. Ich hatte sie kennengelernt, als ich mit Zimmerleuten aus meiner Brigade die sehr hohe, schmale Holzbrücke instand setzen musste, die über die Schlucht zum Hause hinüberführte. Aglaja hatte mich zu Ostern eingeladen und zugleich ihren Mieter, unsern Natschalnik, bewogen, mich für eine Stunde aus dem Lager zu lassen.

So saß ich nun auf dem ungleich gefederten alten Kanapee und ließ mir zum Tee das Hutzelbrot und die goldbraunen Fladen munden. Wie mich aber nie meine Leidenschaft verließ, das wirkliche Leben des russischen Volkes kennenzulernen, so bewegte mich auch jetzt die Frage nach dem Schicksal der beiden Schwestern mehr als die ungewohnten leiblichen Genüsse, und da ich fühlte, die anfänglich hingeworfenen Bemerkungen Aglajas müssten damit in Zusammenhang stehen, erlaubte ich mir die Frage, was sie wohl mit dem »begrabenen Christus« gemeint habe.

„Ach, Väterchen“, so nahm sie den bis dahin kaum unterbrochenen Redefluss wieder auf, „Sie sollten nichts geben auf das Geplapper eines armen Weibleins, aber es ist schon so, es ist noch keiner gekommen, der mir den Stein weggewälzt hätte, hier“, – sie zeigte auf ihre Brust (ihre Schwester aber schlug mit heftigem Kopfnicken an die ihre) – „ja, da liegt er nun schon viele Jahre („viele Jahre“, echote Olga) – still, Dummerchen – ein rundes Jahrzehnt nun schon, und an Ostern drückt er schwerer als an andern Tagen – ach, wie er lastet, und du meinst, es muss ein Engel kommen, der ihn weghebt; aber keiner kommt, keiner. Die Engel sind geflohen aus unserm Russland, und meine Engel hat man mir genommen, und wie du auch wartest, Jahr um Jahr, nie kommen sie wieder!“ („Nie!“ bekräftigte Olga, die mit ihrer Schürze eifrig über die Tischkante rieb.)



„Schweig still, mein Turr-Turr-Tur-täubchen, woher willst du's denn wissen! Vielleicht kommen sie doch eines Tages – der Krieg ist ja nun zu Ende – aber wie sollten sie auch kommen! Den einen hat mir Stalin gekrallt, den Mann; und den Jungen, meinen Rurik, hat mir Gott genommen.“

„Nun, Aglaja Borissowna, wenn ihn Gott zu sich genommen hat, dann ist er im Frieden.“ „Aber nein doch, Väterchen, gestorben ist er nicht, das heißt, wer weiß es? Vielleicht liegt er schon lange unter dem Eis von Kolyma oder in den Sümpfen von Tobolsk, und mein Mann ... aber wer kann es wissen? Wenn es Sie nicht langweilt, will ich Ihnen meine arme Geschichte erzählen.“

„Oh, ich bitte Sie sehr darum, ich nehme herzlichen Anteil.“

„Ach, und es tut freilich gut, einem Menschen seine Seele zu öffnen – einem Menschen, verstehen Sie? Bei den Unsern weiß man nie: ist es ein Mensch, ist es ein Teufel, und besser sieben Schlösser vor dem Mund als ein Schloss an den Händen. Und wie gut es sich trifft, dass auch der Parasit von hier nebenan, euer »Herr« Natschalnik, – wie gern hören sie doch das »Herr«! – heute mit seiner Bachstelze und den Rängen in der Stadt ist! – Einem Menschen, ja, da war doch während des Krieges ein junger Offizier, einer von den Euren, bei uns da im Quartier; dem habe ich meine Geschichte auch erzählt – was war er doch für ein schöner junger Mensch! – aber vergessen Sie nicht, zuzugreifen! (Olga begann schuldbeusst, sämtliches Geschirr näher an mich heranzurücken, bis sie unter einem tadelnden Blick ihrer Schwester innehielt) – meine Geschichte habe ich ihm erzählt; und er darauf: »Wir holen sie dir wieder, Mamuschka«, hat er gesagt, »und wenn wir sie dem Teufel abjagen müssen ganz hinten in Wladivostok!« – ach der Arme, wie oft habe ich an ihn denken müssen! Auch einer Mutter Sohn!

Mein Mann war Direktor! – wie sie das nennen – von dem Sägewerk drüben überm Fluss. Sie kennen es, haben ja auch schon dort gearbeitet, und es ging uns – nun, heute sagen die Nachbarinnen: Sie hat ihre guten Jahre gehabt, mag sie nun auch die schlechten kennenlernen! Gute Jahre – ach, wie denn! – Jahre der Unruhe und Angst! Aber ich hatte doch ihn und Rurik.

Fjodor hatte seine Verdienste, in den Jahren des Umbruchs versteht sich, und so hatten sie ihm die Stelle gegeben. Aber er war ein edler Mensch, zu gut für diese Halunken, und sie hatten es flink heraus, dass sein Eifer für die Partei zu Asche geworden war. Bald fanden sie auch den Anlass, ihn abzustrafen, weil er eben ein zu gutes Herz hatte. Und ich, in meiner Dummheit, habe ihnen noch dazu verholfen.

Da merkte doch – es ist nun gerade zwölf Jahre her mein Mann am zwei-

und kein Mensch werde Wind davon bekommen. Aber lass den Teufel mal keinen Wind bekommen, und schon diese Oberteufel! Und ich dumme Gans – das Herz hat er mir weich geheult –, ich dumme Gans sag meinem Mann auch noch: »Nun, lass ihn laufen, Auferstehung ist« – ja, damals habe ich noch geglaubt an die Auferstehung, mein Mann glaubte nicht mehr, oder glaubte er wieder? – und er hatte mir auch verboten, mit Rurik zu beten, und hat er nicht recht gehabt, in solchen



ten Ostertag, dass da im Strom von den Flößen ein paar Stämme fehlen – die Spitzbuben hatten sie jedenfalls abtreiben lassen und weiter unten wieder herausgefischt – merkt es und stellt den Nachwächter, den Wassilenkco, zur Rede. Der beteuert zuerst, es sei unmöglich während seiner Wache geschehen, aber dann kommt er daher gegen Abend und gesteht – hier in der Stube hat er's gestanden und sich auf den Knien gewälzt und Rotz und Wasser geheult – gesteht ihm, dass er für zwei Stündchen seinen Posten verlassen habe in der Nacht, um, so sagte er, in der untern Lavra die Auferstehung zu feiern – jawohl, die Auferstehung zu feiern! – gesoffen hat er, der Lump, vielleicht gar die Stämme versoffen – und er möchte ihm doch um Christi willen verzeihen und Mitleid haben mit seinen armen Würmern und schweigen über die ganze Sache; die Stämme ließen sich doch, so meinte er, in ein paar Tagen »heraussägen«,

Zeitläufen? Ich aber: »Auferstehung ist«, sage ich, und: »gib mir den Ostertrost und lass ihn laufen, den armen Teufel!« Ja, und dann hat er ihn laufen lassen und hat ihn nicht angezeigt. Aber so schnell ließ sich's gar nicht »heraussägen« und nicht herausschneiden, da war die Kommission schon da. Vielleicht war alles ein abgekartetes Spiel – er war eben in Ungnade gefallen und die Messer waren schon gewetzt. Nun stießen sie zu. Sie warfen ihn ins Gefängnis, sie folterten ihn. Mich ließen sie ein einziges Mal zu ihm – ach, kann ich's je vergessen? Geschrien hab ich, als ich ihn sah, obschon ich doch auf das Schlimmste gefasst war; zuerst meinte ich, ein wildfremder Mensch sei es, den sie da zu mir brachten in den Besuchsraum, aber als er mich darin beim Namen nannte, da schrie ich auf und schlug hart auf die Steine. Und er, er war ein gebrochener Mann, »Unterschreib«, hab ich ihm gesagt, »unterschreib alles, was sie verlangen, damit

du hier herauskommst.« Sie haben ihn dann verurteilt, als Saboteur und Verräter, weil er im Dienst der Ausländer gestanden habe – ach, mein armer Fjodor! – zu zwanzig Jahren haben sie ihn verurteilt. Einmal hat er mir geschrieben, aus Jakutsk, und dann habe ich nichts mehr von ihm gehört, nichts mehr.“

Olga fuhr unterdes mit der Schürze bald über den Tisch, bald sich über die Augen, und ihre Brust hob und senkte sich in stoßender Bewegung. Aglaja stand auf und nahm ein gerahmtes Foto von der Kommode, das einen wohlge-



stalteten Mann mit strengem Gesicht in Uniform zeigte. Der Hintergrund war eher zerrissen als belebt durch die ausfahrende Strichzeichnung, die lange Jahre hindurch den „letzten Schrei“ der sowjetischen Bildkunst darstellte und besonders revolutionär wirken sollte. Das Foto zeigte Spuren – von Tränen wohl und Küssen.

„Das ist er“, sagte Aglaja mit einem tiefen Seufzer. „Aber wer weiß, ob er noch lebt, sie hatten ihn greulich zugerichtet. Und hier“ – sie reichte mir ein weiteres Foto, das einen kecken, fröhlich dreinblickenden Jungen zeigte – „haben Sie Rurik, – das einzige, was mir von ihm, von Fjodor, verblieb – außer der Erinnerung. Ich war damals wie betäubt und ging lange Zeit wie in einem bösen Traum umher. Aber leben musste man, und Rurik war da, und er sollte in Kürze auf das Technische Institut. So haben wir uns denn daran gemacht, meine Treue hier und ich, und haben den Garten allein bebaut, haben uns hier im Hause klein gemacht und

vermietet; und so rackerten wir uns durch, bei allen Quälereien, denen wir von seiten dieser Parasiten ausgesetzt waren, dieser Wanzen, dieser Blut-sauger! Genug, das Leben ging weiter, wenn auch der Stein immerzu auf meinem Herzen lag und – einen frohen Tag habe ich nicht mehr gehabt.

Zwei Jahre ging es so, aber dann, es war wieder Ostern, habe ich auch meinen letzten Trost verloren. Rurik besuchte nun ja das Institut. Schwer hat er's immer gehabt, als »Sohn eines Schädlings und Verräters«, und ständig lebte ich in der Angst. Eines Tages brachte er ein Buch nach Hause, auf dem Basar hatte er sich's erstanden für 70 Kopeken. Ich erschrak – das Buch war eine Bibel. »Weg mit diesem Buch«, sagte ich, »es ist ein gefährliches Buch!«

Sie wollen sich bitte erinnern: es waren die Jahre, da sie die Popen mit Hunden hetzten.

Rurik küsste mich – „ach Rurik, Rurik, mein Sohn!“ – „Tapfer Mamuschka“, flüsterte er, „tapfer! Christus ist auferstanden!“ – Es war sein letztes Wort und sein letzter Kuss, ach Rurik, Kind meines Schoßes! An das Brückengeländer habe ich mich geklammert, als sie ihn fortführten, und nie mehr, nie mehr habe ich ihn gesehen!

Aber er, Rurik, warf das Buch nicht fort, er las, manchmal bis in die tiefe Nacht, und ich musste ihm alles erklären und versuchte doch immerzu, es ihm auszureden. Er aber machte mir Vorwürfe: »Mamuschka«, sagte er, warum hast du mich in der Finsternis gelassen? – In der Finsternis, ja, so sagte er. Und eines Tages brachte er Freunde mit, und sie lasen zusammen die Bibel, und wieder hatten sie Fragen an mich. Ach, welche Angst hatte ich um den Jungen, welche Angst! Ich bin gelaufen, Kerzen habe ich gekauft, richtige Wachskerzen – wie schwer war es, welche zu finden damals – und habe mich in die Höhlen unter der Lavra geschlichen und unter vielen Tränen die Kerzen geopfert für die heiligen Kiewer

Väter, für Antonij, Feodossij und Warlaam, und für die Unverwesten dort, eine ganze Nacht lang habe ich mich einschließen lassen da und geweint – von Truhe zu Truhe, – aber das Unglück ist doch geschehen. Es kam, ich weiß nicht aus welchem Anlass, zu einem Wortgefecht zwischen den Studenten, und er und seine Freunde bekannten ihren Glauben an Christus. Der NKWD nahm sich des Falles an – o mein Gott, mein Gott, warum hast du ihn mir genommen?

Am Ostertag – wir standen im Garten und hielten der Sonne unser



Gesicht hin – so ein warmer Tag war es, so ein honiggoldener, süßer – und freuten uns an den knospenden Birnbäumchen, und Rurik streichelte meine Hand, ach, wie so ganz anders, wie so herzlich war er geworden zu mir in den letzten Wochen, und er sagte: »Er ist auferstanden, Er ist wahrhaftig auferstanden« – in der Nacht war er fort gewesen, heimlich, und wollte mir gerade erzählen – da seh ich – barmherziger Gott! – über den Holzsteg sehe ich zwei Gestalten kommen; er schwankte, und auf einmal schwankte die ganze Welt. Und da standen sie schon, die Entsetzlichen, vor uns. »Sind Sie Rurik Jefimenko?« »Der bin ich« – »Dann kommen Sie mit, machen Sie kein Aufsehen, es ist nur für eine kurze Besprechung! Sofort!« – Ach, wir kannten diese Besprechungen, wie gut kannten wir sie! Rurik küsste mich – »ach Rurik, Rurik, mein Sohn« – »Tapfer, Mamuschka«, flüsterte er »tapfer! Christus ist auferstanden!« – Es war sein letztes Wort und sein letzter Kuss, ach Rurik,

Kind meines Schoßes! – An das Brückengeländer habe ich mich geklammert, als sie ihn fortführten, und nie mehr, nie mehr habe ich ihn gesehen“

Die Erzählerin schwieg, wie versteinert vor sich hin starrend. Ich war in meiner Erschütterung keines Wortes mächtig. Olga saß in ratloser Bestürzung da und verkrampfte die Hände ineinander.

„Verzeihen Sie“, sagte Aglaja, als sie nach einer lastenden Pause das Wort wieder ergriff; „verzeihen Sie einer armen Mutter! Wieviel Weh, wieviel blutiges Weh, wohin du auch schaust! Strafe Gottes über unserem Land! Habe ich Rurik zu sehr geliebt? Gott hat ihn mir genommen.“

Sie haben ihn verurteilt, ihn und seine Freunde, »wegen organisierten Widerstandes und verbotener religiöser Propaganda«. Tag für Tag bin ich zum Gefängnis gelaufen, um ihn wenigstens noch einmal zu sehen. Nein, nichts, sie haben sie wohl in der Nacht fortgeschafft.

Und seither, sehen Sie, seither liegt der Stein mit doppeltem Gewicht auf meinem Herzen, und darunter liegt Er begraben, Christus; ach, und wann werden die Engel wieder kommen, wann wird Er auferstehen über diesem unglücklichen Russland?“

Hier nun fing ich, zu meiner eigenen Verwunderung, zu sprechen an. Aber so sehr ich heute in meiner Erinnerung grabe und bohre: richtig wiederzugeben, was ich damals sagte, ist mir nicht mehr möglich. Es war nun freilich so, dass mir die Worte von anderswoher zuflossen, ohne dass ich sie selber recht begriff. Aber ungefähr waren es diese: Er wird auferstehen, auch in Russland. Er ist schon auferstanden, und mag der Stein über Seinem Grab noch so schwer sein, niemand kann Ihn hindern. Haben Sie nicht selbst versucht – und wer wacht eifersüchtiger als ein Mutterherz! –, Ihrem Sohn den Zutritt zu Seinem Licht zu verwehren? Und doch ist Christus auferstanden in ihm und seinen Freunden, diesen tapferen Zeugen. Sie aber haben Rurik nicht verloren: ich spüre es, er ist hier unter uns, er ist da, Ihr Engel, der Ihnen den Stein vom Herzen wälzt. Ich sehe ihn, wie er Ihnen die Arme um Ihren Hals legt und sagt: Mutter, liebste Mutter, vertraue Ihm doch und sprich mir nach: Mein Herr und mein Gott!

Das ungefähr sagte ich, und doch, das war es nicht, es war größer, von weither. Ich hatte dabei, mir selbst unbewusst,

mit beiden Händen Aglajas Hand ergriffen. Sie sah mich unverwandt an, aber ihr Blick ging über mich hinaus. Plötzlich begann ihre Hand heftig zu zittern – dann riss es sie hin. Mit dumpfem Laut schlugen Arme und Kopf auf den Tisch, und ein Schluchzen, ohne Widerstand, schüttelte den ganzen Körper. Olga sprang auf in grenzenloser Verwirrung; die Hände erhoben und die Schultern hin und herwiegend, so schaute sie auf die Weinende. Dann kniete sie neben ihr nieder und begann, sie zu streicheln. Aber Aglaja wehrte ab, sehr sanft, wie mir schien, und Olga rutschte, Knie für Knie, zurück bis an die Kommode, kein Auge von ihrer Schwester wendend.

Das Schluchzen wurde stiller, immer seltener zuckten die Schultern. Schließlich erhob Aglaja das Gesicht aus den Händen und sagte, die großen, immer noch überquellenden Augen in die Ferne gerichtet, sehr leise und bestimmt: „Da, waistinu waskres!“ Dann erhob sie sich und ging aus dem Zimmer. „Prastitje, båtjuschka, prastitje!“

Als sie wiederkam, das Haar geordnet, war ein neuer Glanz in ihrem Gesicht. In den Händen trug sie einen verhüllten Gegenstand. Wortlos befreite sie ihn aus der Umhüllung und zeigte ihn mir: es war die uralte »Ikone des Erbarmens«, auf der das Christuskind seine Arme um den Hals der Mutter schlingt, und ihre großen Augen sind voll von unendlicher Trauer und unwiderstehlicher Zärtlichkeit.

Während ich das Bild betrachtete, stieg die Hausherrin auf die Kommode und machte sich mit einem Messer oder einer Feile an dem Verputz der Zimmerdecke zu schaffen. Sie ließ sich die Ikone reichen – sie passte genau zwischen die drei Kloben, die sie freigelegt hatte, und hing nun, etwas vornüber geneigt, an der gleichen Stelle, wo sie vielleicht ein Jahrhundert lang verehrt worden war. Immer noch schweigend, stieg Aglaja herab, griff aus einer Schublade drei der sehr schlanken Kerzen, wie sie in Russland üblich sind, und entzündete sie unter der Ikone. Olga hatte

die Bewegungen ihrer Schwester mit der gespanntesten Aufmerksamkeit verfolgt. Als nun die Kerzen mit ihrem warmen Licht die dämmerige Stube belebten, löste sich die angestaute Spannung in einem Ausbruch kindhafter Freude. Sie klatschte in die Hände, tanzte vor der Ikone auf und ab, schlug die Arme um den Hals ihrer Schwester und rief ein ums andere Mal „Christos waskres, Christus waskres!“

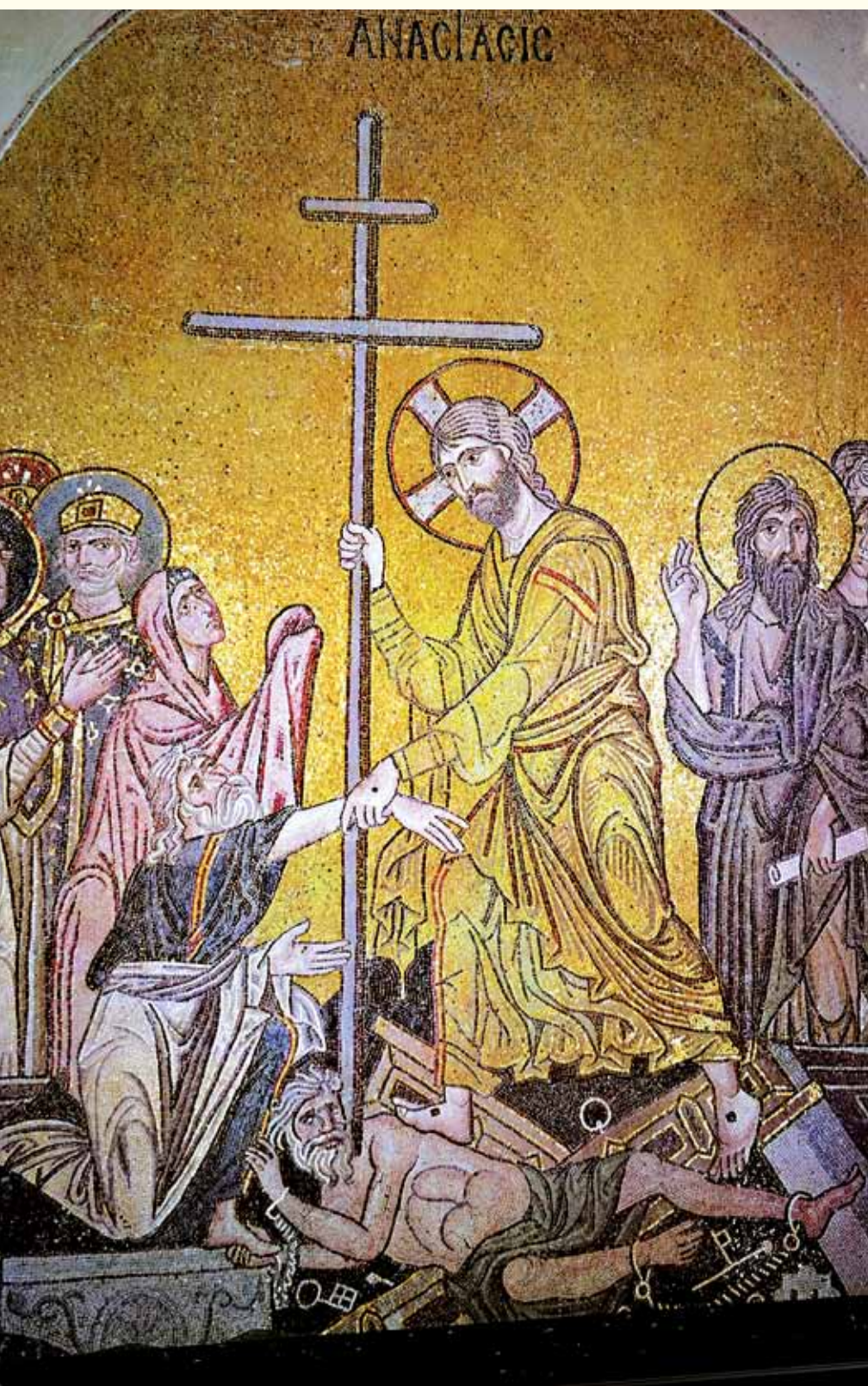
„Nun lass gut sein, meine Liebe“, sagte Aglaja schließlich. „Siehst du nicht, der Tee ist kalt geworden! Ja, was sind wir auch für Wirtinnen!“



Als ich mich von den beiden Schwestern mit vielem Danken verabschiedet hatte, stand ich ein Weilchen still auf der schwankenden Holzbrücke, dort, wo einst wohl Aglajas zitternde Hände die rissige Planke umklammert hatten. Ich schaute die Straße hinauf, auf der sie ihren Sohn fortgeführt hatten, und schaute hinüber zu dem goldenen Kreuz des großen Lavra-Turmes, das über den Lehm bunkern unseres Lagers in der Abendsonne funkelnd erstrahlte. Plötzlich hörte ich Schritte hinter mir. Es war Olga, die, in jeder Hand einen großmächtigen Apfel haltend, eilig herbeitrippelte. Mit verschmitztem Lächeln und freundlichem Gurren stopfte sie mir beide in die Taschen. „Aber sagen Sie nichts! Um Gottes willen, sagen Sie nichts meiner Schwester Aglaja!“ ■

Am Haken

Wer hat wen am Haken? Der Tod denkt, er habe Christus besiegt. Irrtum!



Christus als Köder. Hades, der Herr des Totenreiches, als verwundeter Raubfisch, der mit dem Köder auch den todbringenden Haken verschluckt und – vor Schmerzen sich windend – alle herauswürgt, die er bisher verschlungen hat. Satan überlistet. Hades gekelt und niedergetreten.

Nicht nur Angler horchen auf bei solch starken alten Bildworten. Es ist verwunderlich, dass diese österlichen Motive aus der frühesten Christenheit nahezu vergessen sind. Nein, man muss sagen, dass sie in Predigten und in Bildwerken der westlichen, in unserer Christenheit, kaum mehr vorkommen.

In der Orthodoxie ist das anders. In Bild und Wort hat die östliche Christenheit das Motiv des Kampfes Christi und seines Sieges über die Macht des Todes und die Macht des Bösen, über Hades und Satan, bis heute bewahrt. Das Bild des am Angelhaken gefangenen Ungeheuers, des personifizierten Todes, ist ein Nebenmotiv dieses Zentralbildes vom Niederringen der Todesmacht durch den Gekreuzigten, ins Reich des Todes Hinabgestiegenen, Auferstandenen. Es wurde bald zu dem Osterbild der Orthodoxie und ist es bis heute.

Die orthodoxe Osterikone zeigt Christus, die Tore der Totenwelt zerschmetternd, den personifizierten Tod niedertretend und die zu Vorzeiten verstorbenen Gerechten und Sünder mit festem Handgriff rettend und aus der Unterwelt herausreißend. In der bis heute in jeder Osternacht vorgetragenen dem heiligen Johannes Chrysostomus zugeschriebenen Predigt

heißt es, es stöhne und schreie der Hades: Besser hätte ich Mariens Sohn nicht aufgenommen. Er hat nun meine Herrschaft vernichtet und die ehernen Tore zertrümmert und alle Seelen, die ich besaß, hat als Gott er auferweckt. An anderer Stelle erklärt Chrysostomos, nachdem der Tod den Leib Jesu zu sich genommen habe, den er nicht verdauen konnte, habe er ihn wieder ausgestoßen und mit ihm alle, die in ihm waren.

„Als Gott“, mit dem „Angelhaken der Gottheit“, das sind auch Stichworte in den Unterweisungen des Gregor von Nyssa im heutigen zentraltürkischen Kappadokien (330-395). Er schreibt, Gott verberge sich unter dem Schleier der menschlichen Natur, damit, wie bei einem Raubfisch, der Angelhaken der Gottheit zusammen mit dem Köder des Fleisches heruntergeschluckt werde und so das Leben in das Haus des Todes komme. Ebenso nennt Kyrill von Jerusalem (+um 386) in seinen frühen Katechesen den Leib Jesu einen Köder für den Teufel.

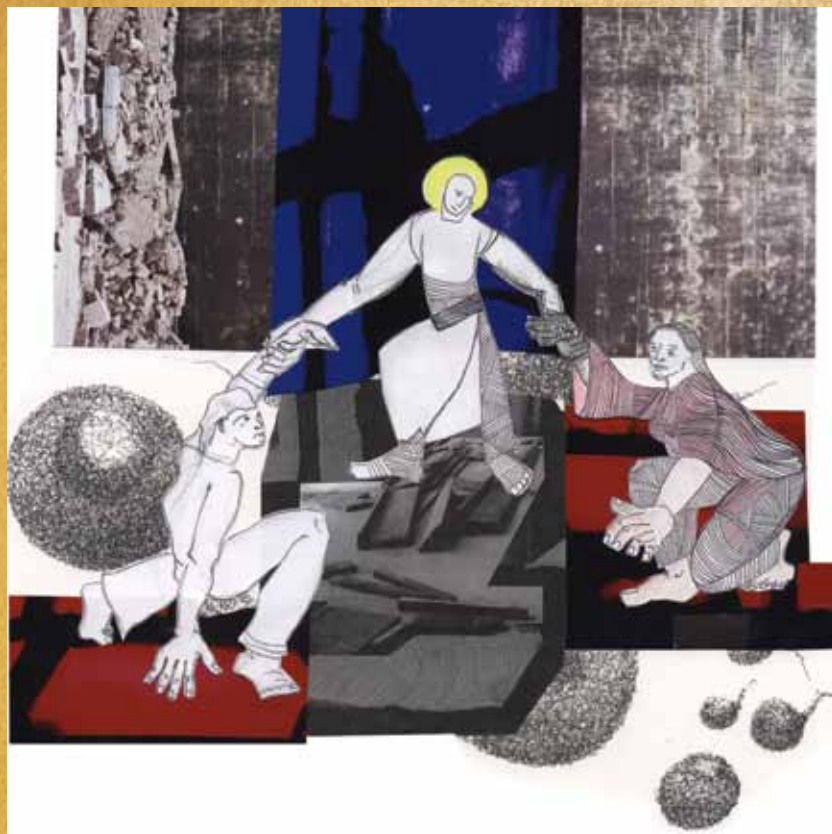
Schon hundert Jahre früher begegnet uns bei Origenes (+255) der Gedanke des von Gott hereingelegten Teufels. Fast lustvoll verbreiten die frühen Kirchenväter die Vorstellung, dass der Teufel überlistet wurde, Jesus zu töten, sich aber letztlich dadurch sein eigenes Grab geschaufelt hat. Immerhin war es der Teufel, der mit Versuchungen in der Wüste Jesus überreden und überlisten wollte. Die Evangelien des ersten Fastensonntages belegen, dass der Versucher es nicht schafft. Aber was er schafft ist, den Tod Jesu einzuleiten. Vom Töten versteht er was. Der Satan fährt in Judas (Lk 22,3f, Joh 13,2). Durch dessen Verrat wird der Tod Christi eingeleitet, nicht durch Gott, nein durch den Gegenpart. Der Teufel tötet. Der „Mörder von Anfang an“ (Joh 8,44) spielt seine Trumpfkarte aus.

Aber das ist sein größter Fehler. Der Raffinierte, der den Tod Jesu inszeniert, schießt ein Eigentor. Die Kirchenväter stellen es so dar, dass er von Gott überlistet wurde, Christus zu töten. Und dass er

damit seinen eigenen Untergang eingeleitet hat. Tod, wo ist denn nun dein Sieg. Tod, wo ist denn nun dein Stachel (1 Kor 15,55), so ruft und lacht und lästert in Schadenfreude schon Paulus über den Hereingelegten.

In einem seiner zahlreichen Lieder besingt sich auch der syrische Diakon und Hymnendichter Romanos Melodos (+ etwa 560)

die listige österliche Rettungstat Christi. Adam im Totenreich wartet schon sehnsüchtig auf Christus, verspottet im Voraus den König Hades, der noch größere König werde bald kommen. Und tatsächlich, als Hades Christus, das Himmelsbrot, wie einen Köder verschlingt, da wird er vom Angelhaken der Gottheit tödlich verwundet. Ihm wird übel. Er bekommt Leibschmerzen. Die-



In dieser Collage fügt Dorothee Schäfer das alte Bildmotiv der Herausführung Adams und Evas aus der Unterwelt zusammen mit Fotos von Mauerteilen, Glasbaustücken und alten Bänken der abgerissenen und dem neuen Q1 gewichenen Friedenskirche in Bochum. Das Verständnis dieser Ikonen alter und neuer Art kann bereichert und erleichtert werden, wenn man das Paschamotiv der Befreiung, der Herausführung aus Ägypten, des Vorübergangs des Herrn hinzunimmt. Christus ist dann der neue Mose. Als Stab des Mose trägt er auf orthodoxen Ikonen oft sein Kreuz. Dieses ist hier im blauen Bildteil hinter Christus auch angedeutet. In den Ikonen der Ostkirche befindet sich unterhalb von Christus der schwarze Abgrund der Totenwelt, in der Bochumer Collage angedeutet durch die Trümmerteile. Das gespaltene rote Meer darf die Betrachterin, der Betrachter in den roten Bruchstücken wahrnehmen. „Mose-Christus“ schreitet darüber, bildet mit ausgebreiteten Armen eine Brücke. So hilft das Paschamotiv das Anastasismotiv zu deuten, der Übergang die Auferstehung – sowohl der Übergang aus Ägypten ins verheißene Land, der Übergang von der Totenwelt ins Paradies, der von der Versklavung durch die Sünde zur Gnade als auch der aus Trümmern und Krisen zu neuen Aufbrüchen, im kirchlichen und im persönlichen Leben.

sen Köder verträgt er nicht. Und Adam weiß, nicht nur ihn wird Hades verlieren, die ganze Nachkommenschaft Adams wird durch Christus befreit.

Auch im Motiv des geköderten und mit der Angel gefangenen Ungeheuers Leviathan aus dem Buch Hiob wird das altkirchliche Bild des besiegten Todes vom Frühmittelalter (Gregor der Große + 604) bis ins späte Mittelalter weitergetragen und variiert. Im Hochmittelalter ist es etwa Honorius von Autun (+1152), der die Symbolik aufgreift und verfeinert. An der Angel, die den den Teufel darstellenden Leviathan fängt, hängt das Kreuz mit dem Gekreuzigten. Der dient als Köder. Die Angelschnur ist der Jahrhunderte alte Stammesbaum Christi. Auch in die bildliche Darstellung hat dies Eingang gefunden, etwa in einer Zeichnung im Hortus Deliciarum, einem Andachtsbuch der Äbtissin Herrad von Landsberg aus dem 12. Jahrhundert. Dort hält Gottvater in der Höhe eine riesige Angel. Die lange Schnur ist gebildet aus Medaillons mit Brustportraits der Ahnen Jesu. Über dem Angelhaken hängt am Kreuz Jesus. Der Haken selber hat sich durch den Rachen des Ungeheuers gebohrt. In ganz andere Richtung weisen spätmittelalterlichen Zeichnungen, in denen ein Apostel als Menschenfischer die Angel mit dem Kreuz als Köder auswirft. Im Wasser Schwimmende können wählen, ob sie nach Lastern greifen oder nach dem Kreuz. Die Angel wird hier zur Rettungsschnur.

Im Kontrast zu den altkirchlichen östlichen Auferstehungsbildern zeigen viele mittelalterliche westliche Osterbilder den Auferstandenen mit Siegesfahne über seinem Grab. Der persönliche Zugang dazu ist nicht leicht. Befasst man sich länger mit der orthodoxen Auferstehungssikone, betrachtet sie, entdeckt man in ihrer Mitte Christis verwundete Hand, die rettend den Adam am Handgelenk packt und herausreißt, dann weiß man sofort: Mit Adam bin auch ich gemeint, in meinen jetzigen Krisen und einmal in der Stunde des Todes, im Leben und im Sterben. ■



Man sah noch ein paar Fetzen einer Uniform. Man sah noch ein paar Knöpfe, die in all den Jahren nicht verrottet waren. Dort, wo der Knochen eines Beines des Toten hätte sein sollen, lag ein gedrechselter Eisenstab. Der Mann war also vor seinem Tod operiert worden und hatte dann weiterhinken müssen; als Soldat im eiskalten Winter nahe Stalingrad.

Nun waren, wie es öfter geschieht, seine Überreste aus dem Boden in dem kleinen Ort Pestowa nahe Wolgograd zutage gekommen. Und die Dorfbewohner hatten den Leichenfund an jemanden vom Schwarzen Kreuz, der österreichischen Partnerorganisation der deutschen Kriegsgräberfürsorge, gemeldet.

Ein Hund versucht immer wieder an den Knochen des Toten zu schnüffeln und muss verjagt werden. Die Dorfbewohner schauen stumm auf die Überreste des Feindes von damals. Im Bereich seiner Hüfte liegt die so genannte Hundemarke eines Kameraden, dessen Tod er offenbar hätte melden wollen. Dicht bei den Halswirbeln des Toten liegt seine eigene. Man wird ihn später wohl daran identifizieren können – so viele Jahre nach dem Krieg.

Mein Begleiter legt die Knochen des Toten vorsichtig in einen großen blauen Plastiksack und dann in unseren Wagen. Eine Frau gibt mir durch Zeichen zu verstehen, dass ich ihr folgen soll. Dann geht sie in ihr Haus, holt eine kleine Holzkiste, in der damals deutsche Soldaten Munition transportierten, und drückt sie mir in die Hände. Welch wunderbares Zeichen der Versöhnung!

All die vielen Toten – damals und jetzt wieder!

Während ich dies schreibe, versuche ich immer wieder, mich daran zu erinnern, ob der Schädel des Toten noch zu sehen war. Vergeblich. Schon damals oder später hat meine Psyche einen Riegel vorgeschoben. Aber vor der Eisenstange, sicher einen halben Zentimeter dick, konnte sie mich nicht bewahren.

Damals hörte ich auch die Geschichte von der Frau, die als junges Mädchen in Wien auf der Straße gefangengenommen und in die Sowjetunion gebracht worden war. Nun hatte sie – nach dem Fall des Eisernen Vorhangs – endlich die Chance in die Heimat zurückzukehren. Doch sie hatte geheiratet, Kinder bekommen und war nun auch hier irgendwie zuhause. Es muss ihr das Herz zerrissen haben, dass sie, nach all den Jahren, vor solch einer Entscheidung stand.

Frank Gurski fährt mit mir weiter. Er muss noch viel erledigen, aber für ein paar Minuten hält er an der Wolga, damit wir unsere mitgebrachten Brote essen können.

Picknick mit einer Leiche. Vor uns der ruhig dahin fließende Fluss im Sonnenschein, hinter uns der Wagen mit dem Toten, der nachher in einer Halle mit vielen anderen gelagert wird, bis er vielleicht endlich auf einem Kriegsgräberfriedhof zur Ewigen Ruhe gebettet werden kann.

Damals schien meine Reportage eine über eine längst überwundene Zeit zu sein. Es gab schon so viele Jahre lang Frieden. Eine fremde Frau schenkte mir etwas, das sicher lange in ihrer Familie eine Erinnerung an schlimmste Zeiten war. Beim Rückflug mit der berüchtigten unsicheren Aeroflot war die Holzkiste des deutschen Soldaten neben den Notizen und Fotos das wertvollste Gut.

Nun hat sich der Eiserne Vorhang wieder auf Europa gesenkt. Es gibt wieder Krieg; dieses mal von Russland gegen die Ukraine geführt. Es wird wieder Reportagen über Tote geben. Es wird jahrzehntelang Erinnerungen an all den unnötigen Schmerz der Menschen geben.

Vielleicht stehen die Kinder oder Enkel der Frau, die als junges Mädchen in Wien entführt wurde, heute auf irgendeinem Platz und protestieren gegen das, was ihre Regierung gerade anderen Menschen antut. Sie wissen ja, wie sehr der Krieg das ganze Leben ihrer Mutter geprägt hat. Vielleicht hat ihre Regierung sie in einen Krieg geschickt, der nicht der ihre sein dürfte.

Ich kann mich nicht daran erinnern, ob ich den Schädel jenes Toten sah. Dabei war ich nur eine Redakteurin, die nach vielen Jahren mit der gebotenen journalistischen Distanz über ein längst vergangenes Geschehen zu berichten hatte. Diejenigen, die nun hautnah den Krieg erleben, werden sich ihr Leben lang an all die Schrecken erinnern. Und nichts ist für die Welt seit dem Einmarsch der russischen Truppen noch einmal wie zuvor.

Es gibt unendlich viele Tote, Verletzte und unendlich viele zerstörte Seelen; Kinderseelen vor allem wohl. ◆

In der Ukraine, kurz vor Christophorwka, begegnen die deutschen Soldaten einem seltsamen Trupp: Die Straße entlang kommen Deutsche. Jungen im Messdieneralter und einige ältere, zerbrechliche Gestalten. »Sind Sie katholischer Pfarrer?« Sie fragen, wagen kaum zu hoffen. »Sie müssen uns eine Messe halten!«

Als sich der Pfarrer und die Leute aus der Ukraine dem Dorf nähern, kommt ihnen schon eine Prozession entgegen, geführt von einer Greisin. Sie küsst den Pfarrer und erzählt die Geschichte aller hier, in so wenigen Worten gesagt: »Achtundzwanzig Jahre haben wir gebetet, um noch einmal einen katholischen Priester zu sehen. Nun bleiben Sie bei uns, taufen unsere Kinder, segnen unsere Ehen. Bisher habe ich das getan.«

Achtundzwanzig Jahre Gebet für diesen Augenblick!
Auf dem Marktplatz bauen sie einen Altar und ein evan-

gelischer Major spielt auf einem alten Harmonium »Großer Gott, wir loben Dich«.

Sie kommen nicht weit. Das Lied geht im Weinen unter. Und als der langersehnte Gottesdienst zu Ende ist, berichten die Leute: Der Krieg fing gerade an, da fielen »deutsche« Fallschirmjäger vom Himmel. Sie sagten, in drei Tagen sei der Kampf zu Ende.

Wir nahmen sie auf. Drei Tage später aber war der Krieg nicht zu Ende. Beauftragte des NKWD kamen und nahmen alle Männer zwischen 15 und 45 Jahren mit nach Sibirien. Die Fallschirmspringer, sie waren Spitzel vom Himmel geworfen, um die Haltung der deutschstämmigen Ukrainer zu prüfen.

Ursula Zöller

Aus einer Serie über den deutschen Wehrmachtspfarrer Josef Kayser. Und wieder wird es ähnliche Berichte geben.

Ludwig Gschwind:

Der Sultan befahl seinen Tod – Ostern 1821

Patriarch Georgios V. Angelopoulos (1745 – 1821)

Die Patriarchen von Konstantinopel waren immer schon in einer starken Abhängigkeit vom Kaiser. Daran änderte sich auch nichts, nachdem Sultane an die Stelle des Kaisers getreten waren. Der Islam duldete die Christen und förderte den Übertritt zum Islam. Christen wurden mit vielen Abgaben und Steuern belastet. Vom Patriarchen wurde erwartet, dass er die Christen ermahnt, ihre Steuern zu zahlen. Es kam vor, dass ein Patriarch abgesetzt wurde, wenn er sich nicht durchsetzen konnte. Besonders in Griechenland wuchs im 18. Jahrhundert der Widerstand gegen die türkische Herrschaft. Mit unerbittlicher Härte gingen die Sultane gegen jeden Versuch vor, das türkische Joch abzuschütteln.

In diese Zeit wurde 1745 Georgios Angelopoulos hineingeboren. Bei einem geistlichen Onkel, der Mönch und Gelehrter war, ging er zur Schule. Später konnte er sein Wissen erweitern und vertiefen. Sein Streben nach Vollkommenheit ließ ihn zum Einsiedler werden. Der Erzbischof von Smyrna wurde auf ihn aufmerksam. Er holte ihn zu sich als Mitarbeiter und weihte ihn zum Priester. Als der Erzbischof zum Patriarchen von Konstantinopel gewählt worden war, folgte ihm Georgios Angelopoulos 1784 als Erzbischof von Smyrna. Ein Schwerpunkt seiner Tätigkeit lag in der Unterstützung armer Christen. Er gründete Büchereien, um die Bildung zu fördern.

Nach dem Tod des Patriarchen von Konstantinopel 1797 fiel die Wahl auf ihn, der nun als Georgios V. von

Konstantinopel amtierte. Schon ein Jahr nach Amtsantritt legte ihm der Sultan nahe, Konstantinopel zu verlassen, denn sein Leben sei bedroht. Der Napoleon-Feldzug (1798-1801) nach Ägypten brachte die Christen und den Patriarchen in Verdacht, die Franzosen zu unterstützen. Der Pa-



triarch zog sich auf den Berg Athos zurück, besuchte die dortigen Klöster und widmete sich der Übersetzung der Paulusbriefe ins Neugriechische. 1806 konnte er wieder nach Konstantinopel zurückkehren. Er erbaute eine Kirche beim Phanar, der Residenz des Patriarchen. Nachdem er einigen Bischöfen ins Gewissen geredet hatte, diffamierten ihn diese beim Sultan. Sie unterstellten ihm, Aufstandsbewegungen gegen den Sultan und die türkische Herrschaft in Griechenland zu unterstützen.

Erneut wurde der Patriarch 1808 aus Konstantinopel verbannt. Erst zehn Jahre später konnte er wieder zurückkehren. Die Freiheitsbewegung in Griechenland wurde immer stärker. Der Patriarch warnte. Er meinte, die Zeit sei noch nicht reif für ein von der Türkei befreites Griechenland. Der Sultan erwartete vom Patriarchen eine stärkere Unterstützung. Daraufhin sprach der Patriarch die Exkommunikation für die Führung der Befreiungsbewegung aus. Er befand sich damit im Gegensatz zum Bischof des Peloponnes, der zum Aufstand aufrief, der dann im März 1821 ausbrach.

Führende Griechen in Konstantinopel wurden verhaftet und zum Tod verurteilt. Man riet dem Patriarchen zu fliehen. Er feierte trotzdem die Osterliturgie. Kaum hatte der Diakon den Entlassungsruf verkündet, verhafteten die Janitscharen des Sultans den Patriarchen. Er wurde gefoltert und nachmittags um 15:00 Uhr in vollem Ornat am Petrustor des Phanar aufgehängt. Zwei Tage blieb er hängen, dann wurde der Leichnam durch die Straßen der Stadt geschleift und in den Bosphorus geworfen. Russische Seeleute bargen den Leichnam und brachten ihn nach Odessa, wo er in der Kathedrale beigesetzt wurde.

1821-1827 dauerte der Befreiungskampf der Griechen, die von ganz Europa Unterstützung erfuhren. Griechenland wurde frei und ihr erster König kam aus Bayern, ein Sohn König Ludwig I. namens Otto. 1871 wurde Patriarch Georgios nach Athen überführt und in der neugebauten Kathedrale bestattet. Er wird als Heiliger verehrt. ◆

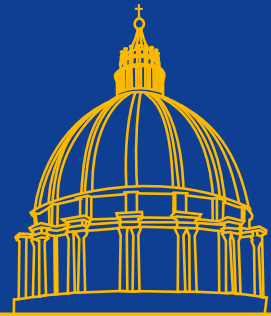
20. Kongress: „Freude am Glauben“

„Was ER euch sagt, das tut“ (Joh 2,5)

15. – 17. Juli 2022

Kolpinghaus, Regensburg

Schirmherr: Prof. Dr. Werner Münch, Ministerpräsident a. D.
Durch den Kongress führt: RA Roger Zörb



Forum Deutscher Katholiken



Feierliche Gottesdienste:

Pontifikalamt zur Eröffnung: Im Hohen Dom zu Regensburg
Zelebrant: **S. Exz. Bischof Rudolf Voderholzer**

Hochamt: Choralamt in der außerordentlichen Form des römischen Ritus;
Priesterbruderschaft St. Petrus FSSP in der Alten Kapelle

Pontifikalamt zum Abschluss: Im Hohen Dom zu Regensburg
Zelebrant: **Abt Dr. Maximilian Heim OCist**, Heiligenkreuz

Dank- und Bittprozession

Namhafte Referenten:

S. Exz. Bischof Bertram Meier: „Gott ins Spiel bringen – Evangelisierung und Berufungspastoral“; **Prof. Dr. Werner Münch**, Ministerpräsident a.D.: „Das christliche Menschenbild und die Gesellschaftspolitik der Ampel-Koalition“; **Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann:** „In der Kirche werden die Forderungen nach Reformen lauter, aber welche brauchen wir?“;

Prof. Dr. Claus Hipp: „Schöpfung bewahren/ umweltschonend produzieren“; **Abt Dr. Maximilian Heim OCist:** „Eucharistie als höchste Form der Anbetung“; **Dr. Beate Beckmann-Zöller:** „Gibt es eine geschlechtsspezifische Berufung für Männer und Frauen in Kirche und Welt heute?“; **Pfarrer Dr. Gerhard M. Wagner:** „Die Zukunft der Kirche in der Pfarrgemeinde – Was der Pfarre St. Jakob in Windischgartens wichtig ist“;

Lisa Mbakamma: „Familie als Hauskirche. Eine Widerstandsbastion gegen den Bösen“; **Pfarrer Winfried Abel:** „Sie haben keinen Wein mehr“ (Joh 2,3)

Wegweisende Podiumsgespräche:

„**Neuevangelisierung**“ Moderation: **Pfr. Rinfried Rimmel**
Teilnehmer: **Bernd Duchscherer; Christine Meichelböck; Clara Steinbrecher; Sr. Mechthild Steiner; Katharina Weiß**

„**Vergesst eure Märtyrer nicht**“ Moderation: **Astrid Moskopf**
Teilnehmer: **Florian Ripka; Madeleine Enzlberger, M.A.**

Rahmenprogramm: Eucharistische Anbetung und Beichtgelegenheit, Gesprächsmöglichkeit mit Referenten, Präsentation von Organisationen und Initiativen an den Infoständen

Eine Anmeldung zum Kongress ist nötig, mit Überweisung des Teilnehmerbeitrages auf unser u.a. Konto. Die Anmeldungen werden erfasst nach dem Eingang des Teilnehmerbeitrags. Da die Anzahl der Teilnehmer u.U. begrenzt werden muss (w. Coronaregeln), empfiehlt sich eine rasche Anmeldung.

Postalisch: Hans und Inge Schwanzl, Geranienstr. 66, 85521 Riemerling, oder E-Mail: hans.schwanzl@t-online.de

Bankverbindung: Liga Bank eG: IBAN: DE 68 7509 0300 0007 1068 66

SWIFT (BIC): GEN ODE F1 M05

Teilnehmerbeitrag:

pro Person: Freitag bis Sonntag € 40,- Freitag und Samstag € 30,- Samstag und Sonntag € 30,- Freitag oder Sonntag je € 15,- nur Samstag € 20,-

Ehepaare: Freitag bis Sonntag € 60,- Freitag und Samstag € 45,- Samstag und Sonntag € 45,- Freitag oder Sonntag je € 20,- nur Samstag € 30,-

Kinder und Jugendliche bis 16 Jahre, Schüler, Studenten und Azubis mit Ausweis: Eintritt frei.

+ WORKSHOP-PROGRAMM

+ ANBETUNGS-PROGRAMM

„In tiefer Besorgnis und brüderlicher Sorge über den synodalen Weg“



DIE katholische Kirche in Deutschland und die katholische Kirche in Polen sind durch eine mehr als tausendjährige gemeinsame Geschichte miteinander verbunden. Diese Geschichte erwächst aus dem Depositum des apostolischen Glaubens an Jesus Christus, das, in die Hände des heiligen Petrus gelegt, den Nachfolgern der Apostel – den Bischöfen – weitergegeben wurde, die die einzelnen Ortskirchen leiten, lehren und heiligen. „Ich aber sage dir: Du bist Petrus und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen und die Pforten der Unterwelt werden sie nicht überwältigen. Ich werde dir die Schlüssel des Himmelreichs geben; was du auf Erden binden wirst, das wird im Himmel gebunden sein, und was du auf Erden lösen wirst, das wird im Himmel gelöst sein“ (Mt 16,18-19).

Diese Glaubensgemeinschaft drückt sich unter anderem in den Heiligen aus, die sowohl von polnischen als auch von deutschen Katholiken verehrt werden. Ich denke dabei an den Heiligen Bruno von Querfurt, die Heilige Hedwig von Schlesien,

die Heilige Teresia Benedicta vom Kreuz (Edith Stein) oder den Heiligen Maximilian Maria Kolbe. Von besonderer Bedeutung in unseren Beziehungen ist auch der Briefwechsel über die Vergebung, der den Beginn eines wichtigen und dringend notwendigen Versöhnungsprozesses nach den schwierigen Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs markiert. Dieser Prozess wurde sowohl von Karol Wojtyła als auch vom seligen Stefan Kardinal Wyszyński unterstützt. In späteren Jahren fand er seinen konkreten Ausdruck in der geistigen und materiellen Unterstützung, die wir von deutschen Katholiken während der Zeit des Kommunismus in unserer Heimat erhielten.

Aus all diesen Gründen ist mir die katholische Kirche in Deutschland sehr nahe und sehr wichtig. In Anbetracht dieser Glaubens- und Geschichtsgemeinschaft zwischen Polen und Deutschland möchte ich meine tiefe Besorgnis über die Informationen zum Ausdruck bringen, die in jüngster Zeit aus bestimmten Kreisen der katholischen Kirche in Deutschland zu vernehmen waren.

Erlauben Sie mir daher, im Geiste christlicher Nächstenliebe, diesen Brief an Sie – als den Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz – zu richten, voll brüderlicher Sorge, im Geiste gemeinsamer Verantwortung für das uns von Christus anvertraute Gut des heiligen apostolischen Glaubens.

Als Hirten der Kirche sind wir uns bewusst, dass in der Welt ein geistlicher Kampf geführt wird. „Denn wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen Mächte und Gewalten, gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die bösen Geister in den himmlischen Bereichen“ (Eph 6,12). Christus hat den Sieg über Satan errungen, und es ist die Aufgabe der Kirche, diesen Sieg in der Welt Wirklichkeit werden zu lassen. Erlauben Sie mir, lieber Bruder im Bischofsamt, meine Besorgnis über die Stichhaltigkeit der von einigen Kreisen der katholischen Kirche in Deutschland vorgebrachten Thesen, insbesondere im Zusammenhang mit dem sogenannten „synodalen Weg“, zu teilen.

DIE VERSUCHUNG, DIE FÜLLE DER WAHRHEIT AUSSERHALB DES EVANGELIUMS ZU SUCHEN

Die katholische Kirche in Deutschland ist wichtig auf der Landkarte Europas, und ich bin mir bewusst, dass sie entweder ihren Glauben oder ihren Unglauben auf den gesamten Kontinent ausstrahlen wird. Deshalb betrachte ich das bisherige Vorgehen des deutschen „synodalen Weges“ mit Sorge. Wenn man ihre Früchte betrachtet, kann man den Eindruck gewinnen, dass die Grundlage der Reflexion nicht immer das Evangelium ist. Dies ist im Laufe der Geschichte immer wieder geschehen. Man denke nur an die sogenannte Jefferson-Bibel (T. Jefferson, *The Life and Morals of Jesus of Nazareth*, Rough Draft Printing 2015). Der amerikanische Präsident behauptete, dass die Evangelien Sätze enthalten, die sehr weise und erhaben seien, die sicherlich direkt von Jesus stammen würden, aber auch Sätze, die töricht und trivial seien, so dass sie von ungebildeten Aposteln stammen müssten. In der Überzeugung, dass er über die Kriterien verfüge, einen Satz von einem anderen zu unterscheiden, beschloss er, dies mit einer Schere zu tun. Auf diese Weise wurde ein moderner apokrypher Text geschaffen, der nach Ansicht seines Verfassers besser als das Original war. Es ist nicht auszuschließen, dass gerade in diesen anspruchsvollen Fragmenten der Bibel, die unter die „Jefferson-Schere“ fielen, das *proprium christianum* – das, was dem Christentum allein eigen ist – zum Ausdruck komme.

DIE VERSUCHUNG, AN DIE UNFEHLBARKEIT DER SOZIALWISSENSCHAFTEN ZU GLAUBEN

Eine der Versuchungen in der Kirche besteht heute darin, die Lehre Jesu ständig mit den aktuellen Entwicklungen in der Psychologie und den Sozialwissenschaften zu konfrontieren. Wenn etwas im Evangelium nicht mit dem aktuellen Wissensstand in diesen Wissenschaften übereinstimmt, versuchen die Jünger, das Evangelium zu „aktualisieren“, um den Meister davor zu schützen, in den Augen seiner Zeitgenossen

kompromittiert zu werden. Die Versuchung, sich zu „modernisieren“, betrifft insbesondere den Bereich der sexuellen Identität. Dabei wird jedoch vergessen, dass sich der Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse oft ändert, manchmal sogar dramatisch, z. B. aufgrund von Paradigmenwechseln. Die Wandelbarkeit liegt in der Natur der Wissenschaft, der nur ein Bruchteil des gesamten möglichen Wissens zur Verfügung steht. Die Entdeckung von Fehlern und deren Analyse ist der Motor des wissenschaftlichen Fortschritts.

Einige wissenschaftliche Fehler hatten jedoch dramatische Folgen. Man braucht nur wissenschaftliche Theorien wie Rassismus oder Eugenik zu erwähnen. Auf der Grundlage der neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse verabschiedete der US-Kongress 1924 den National Origin Act, der restriktive Einwanderungsquoten für Süd- und Mitteleuropäer vorsah und die Einwanderung aus Asien fast vollständig verbot. Der Hauptgrund war der Glaube, dass Völker wie Italiener und Polen rassistisch minderwertig seien. Andererseits wurden im 20. Jahrhundert in den Vereinigten Staaten auf der Grundlage der Erkenntnisse der Eugenik schätzungsweise 70.000 Frauen, die ethnischen Minderheiten angehörten, zwangssterilisiert (vgl. G. Consolmagno, *Covid, fede e fallibilità della scienza*, *La Civiltà Cattolica* 4118, S. 105-119). In diesem und anderen Fällen spricht man von sogenannten „wissenschaftlichen Fehlern“. Daneben gibt es aber auch „ideologische Täuschungen“. Diese liegen zum Beispiel dem Wandel in der Einstellung zur Sexualität zugrunde, der derzeit zu beobachten ist (J. A. Reisman, *E. W. Eichel, Kinsey, Sex and Fraud: The Indoctrination of a People*, Huntington House Publication, Lafayette 1990; J. Colapinto, *As Nature Made Him. The Boy Who Was Raised As a Girl*, Harper Perennial, New York-London-Toronto-Sydney 2006).

Der Prozess der Wissensentwicklung hört nicht mit unserer Generation auf. Die Generationen, die nach uns kommen, werden manche der



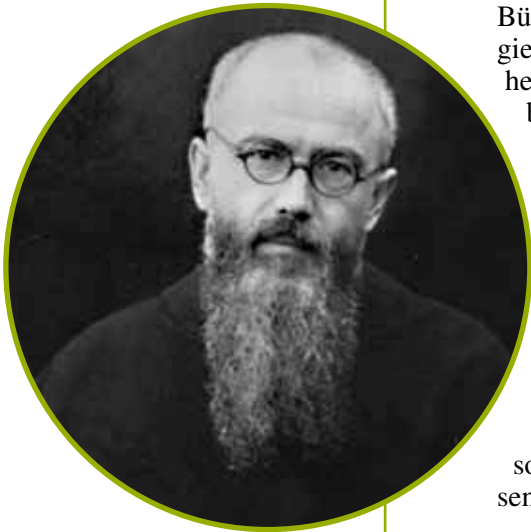
**HL. BRUNO
VON QUERFURT**



**HL. HEDWIG
VON SCHLESSEN**



**HL. TERESIA BENEDICTA
VOM KREUZ**



**HL. MAXIMILIAN
MARIA KOLBE**

Bücher, z. B. solche über Psychologie oder Sozialwissenschaften, die heute als nahezu unfehlbar gelten, beiseitelegen müssen. Wie sollte die Kirche also auf den aktuellen Stand der wissenschaftlichen Erkenntnisse reagieren, um nicht den Fehler zu wiederholen, den sie in Bezug auf Galileo Galilei begangen hat? Dies ist eine ernste intellektuelle Herausforderung, der wir uns stellen müssen, indem wir uns auf die Offenbarung und die soliden Erungenschaften der Wissenschaft stützen.

DIE VERSUCHUNG, MIT EINEM MINDERWERTIG- KEITSKOMPLEX ZU LEBEN

Ich bin mir bewusst, dass die Katholiken von heute – nicht nur in Deutschland, sondern auch in Polen – unter dem Druck der öffentlichen Meinung leben, was bei vielen von ihnen eine Art Minderwertigkeitskomplex hervorruft. Die Jünger Christi im Allgemeinen, so schrieb Papst Franziskus, seien heute von einer Art Minderwertigkeitskomplex bedroht, „der sie dazu führt, ihre christliche Identität und ihre Überzeugungen zu relativieren oder zu verbergen. (...) Schließlich ersticken sie die Missionsfreude in einer Art Besessenheit, so zu sein wie alle anderen und das zu haben, was alle anderen besitzen“ (Evangelii gaudium, 79).

Papst Franziskus hat in einer Ansprache an die Mitarbeiter der römischen Kurie betont, dass wir heute in Europa nicht mehr in einem „christlichen System“ leben (Franziskus, Ansprache an die römische Kurie anlässlich des Weihnachtswunsches, 21.12.2019). Die Welt ist in vielerlei Hinsicht pluralistischer geworden. Eine wichtige Ursache für diesen Wandel auf dem Alten Kontinent ist „eine tiefe Glaubenskrise, die viele Menschen befallen hat“. Der Glaube „stellt keine selbstverständliche Voraussetzung des allgemeinen Lebens mehr dar, sondern wird oft sogar geleugnet, belächelt, an den Rand gedrängt und lächerlich gemacht“. Leider hat „der Gott dieser

Weltzeit das Denken der Ungläubigen verblendet“ (2 Kor 4,4). Man erträgt nicht die gesunde Lehre, sondern sucht sich nach eigenen Begierden Lehrer (vgl. 2 Tim 4,3). Daher ist die an die Römer gerichtete Warnung berechtigt: „Und gleicht euch nicht dieser Welt an, sondern lasst euch verwandeln durch die Erneuerung des Denkens, damit ihr prüfen und erkennen könnt, was der Wille Gottes ist: das Gute, Wohlgefällige und Vollkommene!“ (Röm 12,2).

Getreu der Lehre der Kirche dürfen wir nicht dem Druck der Welt oder den Modellen der vorherrschenden Kultur nachgeben, da dies zu moralischer und geistiger Korruption führen kann. Vermeiden wir die Wiederholung abgedroschener Slogans und Standardforderungen wie die Abschaffung des Zölibats, das Priestertum der Frauen, die Kommunion für wiederverheiratete Geschiedene oder die Segnung von gleichgeschlechtlichen Partnerschaften. Die „Aktualisierung“ der Definition der Ehe in der EU-Grundrechtecharta ist kein Grund, mit dem Evangelium zu manipulieren.

DIE VERSUCHUNG DES UNTERNEH- MENSDENKENS

Ich weiß, dass die Kirche in Deutschland immer mehr Gläubige verliert und dass die Zahl der Priester von Jahr zu Jahr abnimmt. Sie sucht daher nach Wegen, um die Gläubigen bei der Stange zu halten und junge Menschen zu ermutigen, sich für das Priesteramt zu entscheiden. Dabei scheint sie sich jedoch der Gefahr eines unternehmerischen Denkens auszusetzen: „Es gibt einen Personalmangel, wir sollten die Einstellungskriterien senken.“ Daher wurde das Postulat der Aufhebung der Verpflichtung zum priesterlichen Zölibat in den Text „Versprechen der Ehelosigkeit im Dienst des Priesters“ aufgenommen, der am 4. Februar dieses Jahres auf der Versammlung des „synodalen Weges“ in Frankfurt am Main in erster Lesung behandelt wurde.

Die Antwort auf die Frage nach dem Verhältnis zwischen dem Erfordernis des priesterlichen Zölibats und der Zahl der Berufungen wurde bereits von Papst Paul VI. gegeben:



**HL. HILDEGARD
VON BINGEN**



**HL. KATHARINA
VON SIENA**

„Wir sind nicht geneigt zu glauben, dass durch die Abschaffung des kirchlichen Zölibats die Zahl der Priesterberufungen sofort erheblich ansteigen würde. Die derzeitige Praxis der Kirchen und anderer Religionsgemeinschaften, die ihren Geistlichen die Eheschließung gestatten, scheint das Gegenteil zu belegen“ (Sacerdotalis celibatus, 49).

Die Ursachen der Krise liegen woanders. Wir Kleriker sind oft zu bloßen Experten für Sozial-, Migrations- und Umweltpolitik geworden, was sicherlich kein zölibatäres Leben erfordert. Aber Christus braucht, wie Papst Franziskus betont, keine Geistlichen, die sich zwanghaft mit ihrer Freizeit beschäftigen und „das dringende Bedürfnis haben, ihre Freiräume zu bewahren, als sei ein Evangelisierungsauftrag ein gefährliches Gift anstatt eine freudige Antwort auf die Liebe Gottes, der uns zur Mission ruft“ (Evangelii gaudium, 81). Die Gläubigen verdienen Priester, die sich ganz in den Dienst Christi stellen. Christus ruft seine Jünger auf, „mit ihm zu sein“ (Mk 3,14). Was die Menschen zur Kirche und zum Priestertum zieht, ist nicht ein weiteres Angebot für ein leichtes Leben, sondern das Beispiel eines Lebens, das ganz Gott geweiht ist.

In diesem Zusammenhang hat auch der deutsche „synodale Weg“ die Frage der Frauenordination aufgegriffen und am 4. Februar in Frankfurt am Main über den Text „Frauen in Diensten und Ämtern in der Kirche“ abgestimmt. Diese Frage wurde von Johannes Paul II. endgültig geklärt. „Damit also jeder Zweifel bezüglich der bedeutenden Angelegenheit, die die göttliche Verfassung der Kirche selbst betrifft, beseitigt wird, erkläre ich kraft meines Amtes, die Brüder zu stärken (vgl. Lk 22,32), dass die Kirche keinerlei Vollmacht hat, Frauen die Priesterweihe zu spenden, und dass sich alle Gläubigen der Kirche endgültig an diese Entscheidung zu halten haben“ (Johannes Paul II., Ordinatio Sacerdotalis, 4).

Daran hat Papst Franziskus bereits mehrfach erinnert: „Und was die Frauenordination angeht, so hat die Kirche sich geäußert und gesagt: »Nein«. Johannes Paul II. hat es definitiv gesagt. Dieses Tor ist geschlossen, aber in dieser Angelegenheit möchte ich Ihnen etwas sagen. Ich

habe es bereits gesagt, aber ich wiederhole es. Die Muttergottes, Maria, war wichtiger als die Apostel, Bischöfe, Diakone und Priester. Eine Frau in der Kirche ist wichtiger als Bischöfe und Priester“ (Franziskus, Pressekonferenz auf dem Flug von Rio de Janeiro nach Rom am 28.07.2013).

In der modernen Welt wird Gleichheit oft missverstanden und mit Uniformität gleichgesetzt. Jeder Unterschied wird als ein Zeichen von Diskriminierung behandelt. Außerdem wird das Priestertum manchmal als Quelle von Herrschaft und kirchlicher Karriere missverstanden und nicht als demütiger Dienst. Johannes Paul II. hat sich in seiner Lehre über das den Männern vorbehaltene Weihesakrament auf den Willen Christi und der Tradition berufen und dabei auf die so genannte „Komplementarität der Geschlechter“ hingewiesen. Frauen spielten eine sehr wichtige Rolle im Leben Jesu, neben Jakobus und Johannes gibt es auch Maria und Martha. Sie waren die ersten Zeugen der Auferstehung. Schließlich haben wir die selige Jungfrau Maria, ohne deren Zustimmung das Geheimnis der Menschwerdung nicht stattgefunden hätte und von der Jesus gelernt hat, Mensch zu sein. Obwohl Christus gegen die in der jüdischen Gesellschaft akzeptierten Regeln für das Verhältnis zwischen Mann und Frau verstieß, wie in seinem Gespräch mit der Samariterin, ließ er nicht den geringsten Zweifel daran, dass das Priestertum eine Berufung ausschließlich für Männer ist (vgl. Mulieris dignitatem, 26; Ordinatio Sacerdotalis, 2). Das hinderte die Frauen jedoch nicht daran, in der Kirche eine ebenso wichtige, manchmal vielleicht sogar wichtigere Rolle zu spielen als die Männer. Die Liste der weiblichen Heiligen, die die Geschicke der Kirche maßgeblich beeinflusst haben, ist lang. Dazu gehören die Heilige Hildegard von Bingen, die Heilige Katharina von Siena, die Heilige Hedwig, Königin von Polen, die Heilige Teresa von Avila und die Heilige Faustina.

Darüber hinaus wurde in einem der vier Foren des „synodalen Weges“ über ein Arbeitsdokument „Le-



**HL. HEDWIG,
KÖNIGIN VON POLEN**



**HL. TERESA
VON AVILA**



HL. FAUSTINA

und Unversehrtheit bekannt werden. Gerade weil alle Glaubensartikel in Einheit verbunden sind, bedeutet, einen von ihnen zu leugnen, selbst von denen, die weniger wichtig zu sein scheinen, gleichsam dem Ganzen zu schaden. Jede Epoche macht die Erfahrung, dass einzelne Aspekte des Glaubens leichter oder schwieriger angenommen werden können: Deswegen ist es wichtig, wachsam zu sein, damit das ganze Glaubensgut weitergegeben wird (vgl. 1 Tim 6,20), damit in angemessener Weise auf alle Aspekte des Bekenntnisses des Glaubens bestanden wird. Insofern die Einheit des Glaubens die Einheit der Kirche ist, heißt etwas vom Glauben wegnehmen in der Tat etwas von der Wahrheit der Gemeinschaft wegnehmen“ (Lumen fidei, 48).

Lieber Bruder im Bischofsamt, unsere Haltung gegenüber der Welt kann nicht grundsätzlich negativ sein, denn Christus ist nicht in die Welt gekommen, um die Welt zu richten, sondern um die Welt zu retten (vgl. Joh 12,47). Gott will nicht, dass der Sünder stirbt, sondern dass er umkehrt und lebt (vgl. Ez 33,11). Unsere Aufgabe ist es, wirksame Wege zu finden, um Menschen zur Umkehr zu bewegen. Darin liegt auch die Barmherzigkeit Gottes. Als

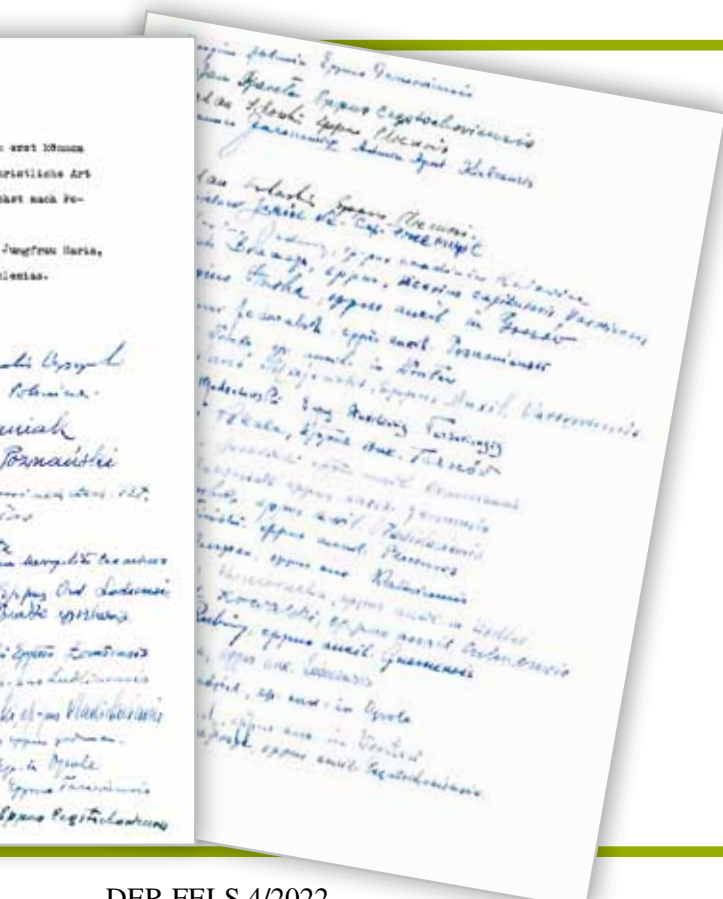
Jesus die Menschenmenge sah, hatte er Mitleid mit ihnen, „denn sie waren wie Schafe, die keinen Hirten haben. Und er lehrte sie lange“ (Mk 6,34). Dieser Satz bedeutet nicht, dass es in Israel zu dieser Zeit keine Hirten gab, denen die Sorge für den Schafstall Gottes anvertraut war. Es bestand jedoch die ernste Gefahr, dass bei einem Versagen der Hirten das Volk Gottes, d. h. diejenigen, die zu Gott gehören, zerstreut werden würden und viele Schafe verloren gehen oder den Raubtieren zum Opfer fallen könnten.

Ich weiß – wir haben bei unseren Begegnungen, auch kürzlich in Posen, darüber gesprochen –, dass Ihnen das Schicksal des Ihnen anvertrauten Schafstalls am Herzen liegt und dass Sie wünschen, dass keines der Schafe in die Irre geht, dass jeder der Ihnen anvertrauten Gläubigen das ewige Leben mit Christus erlangt. Lassen Sie mich also mit den Worten schließen, die am Anfang des Briefes des Paulus an die Epheser stehen: „Schließlich: Werdet stark durch die Kraft und Macht des Herrn! Zieht an die Waffenrüstung Gottes, um den listigen Anschlägen des Teufels zu widerstehen. Denn wir haben nicht gegen Menschen aus Fleisch und Blut zu kämpfen, sondern gegen Mächte und Gewalten, gegen die Weltherrscher dieser Finsternis, gegen die

bösen Geister in den himmlischen Bereichen. Darum legt die Waffenrüstung Gottes an, damit ihr am Tag des Unheils widerstehen, alles vollbringen und standhalten könnt! Steht also da, eure Hüften umgürtet mit Wahrheit, angetan mit dem Brustpanzer der Gerechtigkeit, die Füße beschuht mit der Bereitschaft für das Evangelium des Friedens. Vor allem greift zum Schild des Glaubens! Mit ihm könnt ihr alle feurigen Geschosse des Bösen auslöschen. Und nehmt den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, das ist das Wort Gottes! Hört nicht auf, zu beten und zu flehen! Betet jeder Zeit im Geist; seid wachsam, harrt aus und bittet für alle Heiligen, auch für mich, dass mir das rechte Wort gegeben werde, sooft ich meinen Mund auftue, mit Freimut das Geheimnis des Evangeliums zu verkünden; als dessen Gesandter bin ich in Ketten, damit ich in ihm freimütig zu reden vermag, wie es meine Pflicht ist“ (Eph 6,10-20).

Mit vorzüglicher Hochachtung und brüderlichem Gruß in Christus,

+ Stanislaw Gadecki
 Erzbischof Metropolit von Posen
 Vorsitzender der
 Polnischen Bischofskonferenz
 Warschau, 22. Februar 2022



Der Vorsitzende der polnischen Bischofskonferenz Erzbischof Gadecki schreibt „aus tiefer Besorgnis“ über den „Synodalen Prozess“ an Bischof Bätzing einen Brief. Er erinnert in diesem Zusammenhang an die Glaubensgemeinschaft der polnischen und deutschen Katholiken und weist auf ihren Briefwechsel hin, der nach dem Zweiten Weltkrieg den Versöhnungsprozess zwischen Deutschland und Polen eingeleitet hat. Der Versöhnung geht die Gesprächsbereitschaft voraus. Das ist durchaus aktuell. Wenn einem herausragendem Bischof, der auf dem „Synodalen Weg“ die Position der Kongressminderheit vertritt, unter dem durchsichtigen und falschen Vorwand, er habe sich bei sexuellen Missbrauchsfällen in seiner Diözese regelwidrig verhalten, bedeutet wird man sehe „keine Basis für einen Neuanfang“, signalisiert das mangelnde Versöhnungsbereitschaft.

„Die lange Spitze eines großen Eisberges“

Einige Gründe für den Abfall deutscher Bischöfe von der katholischen Lehre

Gründe für den Abfall der Mehrheit der deutschen Bischöfe von der katholischen Lehre? Der Gründe sind viele. Hier in einem ersten Teil sollen einige genannt werden.

Der Widerstand der Bischöfe der deutschen Teilkirche gegen Rom und das Papstamt erreichte seinen ersten Höhepunkt mit der Würzburger Synode und ihrem Aufstand gegen Teile der Enzyklika Pauls VI. *Humanae vitae* vom 25. Juli 1968.

Humanae vitae, diese letzte Enzyklika Pauls VI., handelte von der rechten Ordnung der Weitergabe menschlichen Lebens. Der Papst hatte nach einer wunderbaren Betrachtung des menschlichen Lebens die künstliche Verhütung der Empfängnis der Frau verboten und die Gläubigen auf die natürliche Methode verwiesen. Der Aufschrei in den Medien, der Politik aber auch unter vielen Gläubigen war sehr groß. Der Blick fokussierte sich auf diese eine Passage der umfassenden Betrachtung menschlichen Lebens der Enzyklika. Man nannte sie die Pillen-Enzyklika und den Papst den „Pillen-Paul“. Die deutschen Bischöfe reagierten auf die Mehrheit der vorgetragenen und veröffentlichten Meinung und verweigerten für die deutsche Teilkirche den Gehorsam zu diesem Passus. Der Papst hatte selbst die Misere unter den Professoren beklagt. Er teilte mit, dass er von den Theologen medizinischen und den Medizinern theologischen Rat erhalten hatte.

Seit der Würzburger Synode standen die deutschen Bischöfe in ihrer Mehrheit den römischen Weisungen skeptisch gegenüber.

Heute gilt selbst Nichtchristen gerade der Passus über die Verhütung als prophetisch. Sogar die Grünen empfahlen die natürliche Verhütungsmethode, nachdem alle Welt nun sehen konnte, was die Pille den Frauen antat und die Ausscheidung der Hormone in der Natur anrichtete.

Seit den sechziger Jahren vollzog sich ein grundlegender Wandel in der Deutschen Teilkirche. Man glich sich dem Staat und damit auch der Politik an durch eine immense Zunahme der Bürokratie, ja man übertraf sogar die staatliche Bürokratie, wie Fachleute berichteten. Als Kardinal Wendel Ende 1960 starb, arbeiteten im Münchner Ordinariat 45 Hauptamtliche und 3 Nonnen. Unter Kardinal Wetter wurden es ca. 1000 Hauptamtliche in München. Analog war die Entwicklung in den anderen deutschen Bistümern.

Während die Kirchen immer leerer wurden, wurden die Ordinariate immer voller. Damit verschob sich auch die ungesunde Machtstruktur in der Kirche und ein grundlegender Wandel fand statt. Die aufgeblähte Verwaltung erlangte immer größere Bedeutung und Leute die „von der Kirche lebten aber nicht für sie“ (Otto von Habsburg) erlangten immer mehr Einfluss und begannen, die Bischöfe zu dirigieren. Ein Ordinariatsdirektor einer der großen deutschen Bistümer sagte mir: „Man müsste hier 75 % der Besatzung rauswerfen, weil sie mit Jesus Christus und seiner Kirche nichts mehr am Hut haben.“

Vor ca. 20 Jahren rief mich ein Prälat des Erzbistums Bamberg an und sagte mir unter anderem, dass in dem Ordinariat dort nichts und niemand mehr wirklich katholisch sei.





Als die von Rom nun gestoppte Reduzierung der Pfarreien auf ein Minimum in meiner Diözese Trier geplant wurde, wurde Kritik auch von uns Pfarrgemeinderäten daran geübt, dass die Mittel für die Seelsorge gekürzt wurden aber nicht in der Verwaltung. Daraufhin wurde uns in einer Broschüre mitgeteilt, dass die Verwaltung ja schließlich die Seelsorge „verwalten“ müsse.

„Ja, da liegt’s“, lässt Shakespeare den Hamlet sagen. Das erlösende Werk unseres Herrn und Heilands Jesus Christus muss verwaltet werden in einem sich aufblähenden Apparat. Tödlich für den Glauben und für seine Kirche.

Das ist eine der tödlichen Krankheiten der deutschen Teilkirche und sie ist nur möglich durch den Reichtum aus der vom Staat eingezogenen Kirchensteuer.

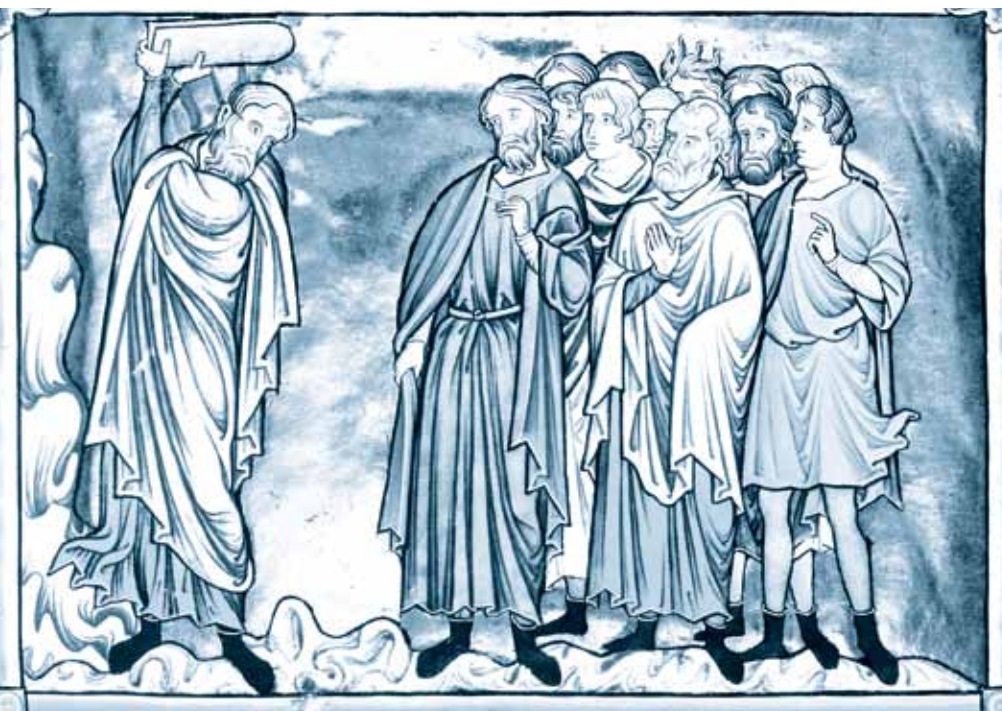
Von daher komme ich zu dem Schluss, dass in Deutschland alle Ordinariate (Generalvikariate) geschlossen werden sollten und eine neu aus dem Glauben und der Lehre der Kirche aus den ca. 25 Prozent der noch wirklich dem Glauben und der Lehre der Kirche mit dem Herzen Angehörenden eine Lenkung – ich vermeide das Wort Verwaltung – der nun mal unausweichlichen Dinge installiert werden sollte. Weg mit der ganzen verweltlichten Bürokratie!

Eine weitere Krankheit des gesamten deutschen gesellschaftlichen Systems ist fraglos die Verbeamtung der Wissenschaft, die ganz besonders die Kirche betrifft. Die Theologie an den staatlichen Fakultäten wird von staatlich beamteten Professoren betrieben, die, wenn sie nicht gerade kriminell werden, unkündbar sind wie alle Staatsbeamten. Als der

wichtigste katholische Philosoph der jüngeren Generation, Vittorio Hösle, der schon mit 21 Jahren Universitätsprofessor war, Deutschland für immer den Rücken kehrte, sagte er im öffentlich-rechtlichen Fernsehen, dass er die deutschen Universitäten für völlig verrottet hielt. Er ging an die US-amerikanische Elite-Universität Notre Dame. Ein Mitglied unseres Forums aus Dresden berichtete, dass an der theologischen Fakultät ein Lehrstuhl neu zu besetzen war. Ein junger Dozent hielt dort eine Bewerbungsvorlesung und hatte 7 (sic) Zuhörer. Als er geendet hatte, fragte ihn ein Student, warum er nicht das damals berüchtigte Manifest gegen die Kirche unterschrieben hätte. Seine Antwort: „weil ich noch nicht beamtet war“. Das sagt doch nun wirklich alles.

Wir haben in Deutschland an den Universitäten ca. 50 akademische Ausbildungsstätten für katholische Theologie. Davon sollte man 45 schließen und dem Steuerzahler Unsummen an Geld ersparen; denn fünf Fakultäten würden für die Wenigen, die noch kommen, völlig ausreichen – und man sollte diese mit den hervorragenden Theologen besetzen, die ihre Theologie „auf den Knien“ betreiben. Die gibt es ja schließlich Gott sei Dank noch. Als der leider verstorbene bedeutendste neutestamentliche Exeget, Prof. Klaus Berger im Fernsehen mal gefragt wurde, wie viele seiner Kollegen noch an die Auferstehung glauben, antwortete er: Zwei von Hundert.

Eine solche Theologie zerstört den Glauben des Gottesvolkes und damit die Kirche. ■



Prägende Begegnung mit Weggefährten von Papst Benedikt XVI.

Zum 95. Geburtstag des emeritierten Papstes

Am 16. April feiert unser emeritierter Papst Benedikt XVI. seinen 95. Geburtstag. Er ist für mich ein wichtiger Begleiter auf dem Glaubensweg geworden, denn er vermittelte mir, dass Gott alle Menschen liebt und das Beste für uns will und dass wir Glück finden, wenn wir uns auf ihn einlassen. Dabei bekennt Papst Benedikt in aller Deutlichkeit und auch überzeugend, dass Gott sich wirklich in Jesus Christus offenbart hat, also dass wir in ihm Gott erkennen. Ich habe Joseph Ratzinger/Papst Benedikt in seinen Eucharistiefeiern und Ansprachen, aber auch in seinen Büchern immer als sehr authentisch erlebt, also überhaupt nicht als einen, der vertuscht, um sich persönlich in ein falsches, besseres Licht zu rücken. Ebenso erlebe ich ihn als jemand, der sehr fähig ist zuzuhören und sich auch so in den anderen hineinzusetzen, außerdem als jemanden, der auch zum Weiterdenken einlädt – eben ein echter Geisteswissenschaftler, offen für einen Dialog, aber andererseits auch feststehend im Glauben – und deshalb in seinem Amt als Bischof, Präfekt der Glaubenskongregation und schließlich als Papst Hüter dieses Glaubens.

Ich persönlich bin auch von einigen der Weggefährten Benedikts XVI. geprägt, durch die ich glaube, unseren emeritierten Papst noch besser verstehen zu können. Zwei habe ich persönlich kennengelernt. Dazu kommt noch ein Weggefährte des Papstes, der in meiner Bonner Heimatpfarre als Subsidiar mitgewirkt und mit meiner Familie recht gut bekannt war. Da war ich selbst noch ein Kleinkind und kann mich so persönlich nicht mehr an ihn erinnern, aber er ist in vielen Erzählungen sehr gegenwärtig.

Dieser Weggefährte war der Dogmatiker Johann Auer (1910-1989), der von 1950 bis 1968 den Lehrstuhl

in Bonn innehatte. Er war damals bereits mit Josef Ratzinger gut befreundet, denn der spätere Papst war ebenfalls von 1959 bis 1963 Professor für Fundamentaltheologie in Bonn und folgte damals Albert Lang nach, der übrigens ebenfalls in meiner Heimatpfarre St. Barbara in Bonn-Ippendorf als Subsidiar tätig war.

Johann Auer sollte später Professor in Regensburg werden und Joseph Ratzinger übernahm kurz darauf dort den zweiten Dogmatik-Lehrstuhl. Beide verfassten ein Handbuch, die neunbändige „Kleine katholische Dogmatik“, den „Auer/Ratzinger“, wie er in Theologenkreisen auch heißt. Allerdings verfasste Johann Auer die meisten Bände, Joseph Ratzinger allein den Traktat zur Eschatologie – die Lehre von den letzten Dingen Tod, Auferstehung und Gericht –, war aber in die redaktionelle Arbeit als Mitherausgeber stark eingebunden. Dabei verband die beiden Theologen eine tiefe persönliche Freundschaft. In seiner Autobiographie „Aus meinem Leben“ verrät Joseph Ratzinger auch, dass er Johann Auer anlässlich seiner Ernennung zum Münchner Erzbischof um Rat gefragt hat. Wörtlich schreibt er: „Mir war gestattet, meinen Beichtvater zu konsultieren. So eröffnete ich mich Professor Auer, der meine Grenzen – theologischer wie menschlicher Art – sehr realistisch kannte. Ich durfte erwarten, dass er mir abraten würde. Aber zu meiner großen Überraschung sagte er ohne großes Überlegen: Das musst Du annehmen.“

In meiner Bonner Pfarre erinnern sich noch einige aus der Generation der Über-65-Jährigen an den Priester Professor Auer. Er hat sich als Seelsorger sehr engagiert. So hielt er regelmäßig Kindergottesdienste, in

denen er auch kindgerecht predigte. Überhaupt galt Auer, der Sohn eines Regensburger Brauereibesitzers war, als recht volksnah und kam auch bei den sogenannten einfachen Leuten gut an. Dünkel und Eitelkeit lagen ihm fern. Ähnliches kann ich auch über Joseph Ratzinger berichten. Ich habe als Diakon einige Zeit einen schwer erkrankten Herrn begleitet, der früher bei der Bahn als Schaffner gearbeitet hatte und dabei auch die Bahnstrecke München-Ingolstadt bediente. Immer wieder fuhr auch ein freundlicher



*Prof. P. Viktor Hahn mit
Papst Benedikt XVI.*

Fahrgast mit – Kardinal Ratzinger von München in Richtung Kloster Scheyern – und er wechselte mit dem Schaffner immer einige freundliche Worte, Worte, die gut taten.

Professor Johann Auer habe ich leider nicht persönlich kennengelernt, obwohl ich viel über ihn erfahren durfte. Ein wichtiger Weggefährte von Joseph Ratzinger, den ich

persönlich kennen durfte, war Prof. P. Dr. Viktor Hahn (1931-2019), Dogmatiker und Fundamentaltheologe an der Hochschule der Redemptoristen Hennef-Geistingen, an der ich studiert habe. Viktor Hahn war der erste Doktorand von Joseph Ratzinger, und hat als Dozent, wie ich meine, sehr gut auch das Denken seines Doktorvaters vermittelt. Ich möchte behaupten, dass ich als Schüler von Viktor Hahn besser verstanden habe, worum es Joseph Ratzinger wirklich geht, und da wurde mir deutlich, dass er alles andere ist als jemand, der knallhart Dinge durchboxen will und alles, was nicht rein katholisch ist, gnadenlos bekämpft und vernichten will – also die Karikatur eines Großinquisitors spätmittelalterlichen Formates. Ich entdeckte ihn als einen differenzierten, aber auch konsequenten Denker. Viktor Hahn war wie Joseph Ratzinger in der Fundamentaltheologie und in der Dogmatik zuhause. Dabei konnte ich gerade durch den sehr dezidiert vorgetragene

warum der Glaube an Jesus Christus vernünftig ist und das dritte Traktat zeigt, warum es vernünftig ist, an die katholische Kirche zu glauben. Dabei stehen diese drei Themen wie konzentrische Kreise in- und zueinander. Sie nähern sich alle drei der Wahrheit an, die in der katholischen Kirche in ihrer Fülle zu finden ist. Konkret bedeutet das, dass im Dialog das Verbindende anerkannt und gefördert werden soll, das Trennende aber nicht übersehen werden darf. So geht es im interreligiösen Gespräch um das Bekenntnis zur Wirklichkeit Gottes und in der Ökumene um das Bekenntnis zu Christus als dem Sohn Gottes. Dabei darf aber nicht um der Ökumene willen spezifisch Katholisches wie das Verständnis der Eucharistie aufgegeben werden und genauso wenig im interreligiösen Gespräch die Gottessohnschaft Jesu Christi. Das katholische und christliche Bekenntnis als solches ist damit aber nicht Dialogverweigerung, sondern vielmehr sollte das christ-

schaft Jesu rundweg geleugnet wird und Christus nicht mehr im Mittelpunkt steht, sondern viel mehr das Christentum etwa allein als soziale Organisation wahrgenommen wird. Hier sollten Christen wirklich mit einer Stimme Christus bekennen. Genau dafür steht in meinen Augen auch Papst Benedikt XVI. Man wird ihm von daher sicher nicht gerecht, wenn man ihm Dialogverweigerung vorwirft, wenn er spezifisch katholische oder christliche Glaubenssätze als nicht verhandelbar herausstellt.

Eine weitere wichtige Aussage von Viktor Hahn, die mich auch Joseph Ratzinger besser verstehen ließ, war, dass er folgenden Satz als Grundlage für den christlichen Glauben vermittelte, das Bekenntnis zu Gott: „Ich glaube dir, dass Du mich liebst.“ Das Vertrauen darauf, dass Gott mich wirklich absolut liebt, ist im Grunde die Initialzündung für das christliche Leben. Daraus ergibt sich alles Weitere. Joseph Ratzinger hat diese Grundbotschaft immer wieder



links: Weihbischof Dick mit unserem Autor; rechts: Professor Johann Auer (rechts) bei einem Kirchenzug in der Pfarrei St. Barbara Bonn-Ippendorf im Jahr 1963

nen Ansatz in der Fundamentaltheologie bei Viktor Hahn Joseph Ratzinger besser verstehen. So machte unser Dozent sehr gut die Besonderheit der drei Traktate „demonstratio religiosa“, „demonstratio christiana“ und „demonstratio catholica“ deutlich. Ersteres Traktat stellt die Frage „Warum ist es vernünftig, an Gott überhaupt zu glauben?“, bei dem zweiten Traktat geht es um die Frage,

liche Bekenntnis interkonfessionell und das religiöse Bekenntnis zu Gott interreligiös gestärkt werden. Interkonfessioneller Dialog ist also gar nicht zum Scheitern verurteilt, wenn die Eucharistiegemeinschaft nicht zur Debatte steht, ebenso wenig der interreligiöse Dialog, wenn das Bekenntnis zu Christus nicht diskutiert wird. Allerdings ist es problematisch, wenn unter Christen die Gottessohn-

verkündet, und sie scheint mir auch die Hintergrundfolie für seine gesamte Theologie und Verkündigung zu sein, was mir gerade darin deutlich wurde, dass er seine erste Enzyklika als Papst über die Gottesliebe schrieb: „Deus caritas est.“

Eben diese Vermittlung der Liebe Gottes, also tiefer zu erkennen und zu erfahren, dass Gott wirklich Lie-

be ist, erlebte ich auch immer wieder in der Begegnung mit dem Kölner Weihbischof Dr. Klaus Dick (*1928), der ebenfalls ein Weggefährte von Papst Benedikt XVI. ist. Beide haben sich in München während des Studiums kennengelernt, vertieft hatte sich der Kontakt, als Joseph Ratzinger 1959 Professor in Bonn und Klaus Dick dort Hochschulpfarrer wurde. Beide verbindet eine persönliche Freundschaft, die auch durch eine echte Geistesverwandtschaft geprägt ist. Ich selbst habe Weihbischof Dr. Dick über meine Ehefrau kennengelernt. Sie wurde von ihm gefirmt und war danach für viele Jahre bei ihm in der geistlichen Begleitung. Meiner Frau habe ich eine echte Freude am Glauben zu verdanken, sie hat den katholischen Glauben nie als einengend, sondern als frohmachend und sinngebend erfahren, und das hat sie auch ein ganzes Stück Weihbischof Dr. Dick zu verdanken. Mir wurde durch die Begegnungen mit dem Kölner Weihbischof, der übrigens auch das Geleitwort zu meinem Büchlein „Blühe, weil du berufen bist“ geschrieben hat, deutlich, dass die so oft angesprochene Erneuerung der Kirche dadurch geschieht, dass wir uns wirklich in diesem Jesus Christus

festmachen, der als Sohn Gottes die Liebe ist. Die katholische Botschaft ist dabei nicht Hindernis, sondern eröffnet im Grunde ganz neue Perspektiven. Dabei können wir uns auch unserer Sündhaftigkeit stellen, brauchen weder perfekt zu sein noch zu vertuschen, weil ja Gott Vergebung schenkt. Durch diese Vergebung können wir dann wieder neu anfangen und uns, frei von den Schatten der Vergangenheit, für das Gute entscheiden. Das ist ein langer Prozess, der Ermutigung und Unterstützung braucht. Weihbischof Dr. Dick, der ein begnadeter Beichtvater ist, hat mir deutlich gemacht, dass die Kirche ein Ort sein muss und auch kann, in der solche Unterstützung möglich ist. Und gerade Papst Benedikt XVI. habe ich in seinen Ansprachen, Audienzen und Enzykliken als jemanden erlebt, der ermutigt und unterstützt. Er tat dies ganz besonders in seiner ersten Ansprache nach der Papstwahl an die deutschen Pilger, wo er davon sprach, dass Christus „uns den Weg zum Großen, zum Guten, zum richtigen Menschenleben“ zeigt. Und dann deutlich machte: „Wenn er vom Kreuz spricht, das wir auf uns nehmen sollen, ist es nicht Lust an der Quälerei oder kleinlicher Mora-

lismus. Es ist der Impuls der Liebe, die aufbricht aus sich selbst heraus, die nicht umschaut nach sich selber, sondern den Menschen öffnet für den Dienst an der Wahrheit, an der Gerechtigkeit, am Guten. Christus zeigt uns Gott und damit die wahre Größe des Menschen.“

Übrigens: Am Ende dieser Ansprache bat Papst Benedikt XVI. um Nachsicht, wenn er Fehler macht wie alle Menschen, und um das Vertrauen auf dem gemeinsamen Weg. Dieses Eingeständnis eigener Unvollkommenheit – letztlich ein Zeichen wirklicher Größe – hat er auch jetzt in seinem Schreiben im Zusammenhang mit den Vorwürfen rund um das Münchner Missbrauchsgutachten noch einmal betont. Vergebung und Nachsicht wurde ihm jedoch von vielen nicht gewährt. Das vollkommen falsche Bild von Papst Benedikt als Vertuscher und eiskalter Kirchenfürst wird immer noch weiter transportiert, obwohl jeder, der ihm in seinen Auftritten, Ansprachen und Texten vorbehaltlos begegnet, ein anderes Bild von ihm bekommen muss. Für mich war hier auch die Begegnung mit seinen Weggefährten wichtig und hilfreich – und ich bin dankbar dafür. □

Stellungnahme des „Forums Deutscher Katholiken“ zu den Forderungen der Initiative „OutInChurch“



Die Teilnehmer der o.g. Initiative von Angestellten im kirchlichen Dienst wollen „ohne Angst“ sein, auch wenn sie „schwul, lesbisch, bi, queer, non-binär oder transsexuell“ leben, weil sie keine dienstrechtlichen Konsequenzen mehr befürchten müssen.

Sie fordern eine „Reform der Grundordnung des kirchlichen Dienstes im Rahmen kirchlicher Arbeitsverhältnisse“.

Was die Kirche von denen verlangt, die z.B. als Religionslehrer, Betreuer von kirchlichen Kindergärten und in den diversen Einrichtungen arbeiten, ist, dass sie die Lehre der Kirche in Glauben und Ethik akzeptieren und sich mit ihr identifizieren. Das haben sie versprochen, als sie ihren Dienst übernahmen.

Wenn die Kirche die Erfüllung der Versprechen nicht einfordert, verrät sie ihre Sendung.

Wo liegt das Problem?

Wenn sich heute lt. einer Allensbach-Umfrage nur mehr 23 Prozent der Katholiken als „gläubig“ bezeichnen, kann es schwierig werden, die kirchlichen Dienste – die Kirche ist nach dem Staat der größte Arbeitgeber – mit Personen zu besetzen, die sich mit der Lehre der Kirche identifizieren.

In diesem Fall muss die Kirche, wenn sie sich nicht selber aufgeben will, ihre Apparate und Institutionen verkleinern.

Niemand, der seine Lebensweise nicht mit den Forderungen des Evangeliums in Einklang bringen will, soll dazu gezwungen werden.

Das „Forum Deutscher Katholiken“ verlangt aber, dass die Kirche an ihrer Lehre festhält!

Kaufering, 14. März 2022

*Prof. Dr. Hubert Gindert,
Sprecher des „Forums Deutscher Katholiken“*

Ursula Zöller:

Reformer und Wegbereiter in der Kirche:

Johannes von Gott Das Herz befehle

Ein kleiner Junge ist allein unterwegs. Acht Jahre ist er erst. Ist er auf der Flucht? Wovon? Man weiß es nicht. Es heißt, Juan Ciudad sei im März 1495 in Montemor-o-Novo in Portugal geboren, aber auch, dass seine Mutter aus Casarrubios del Monte in Spanien nach dem Alhambra-Edikt gegen die Juden nach Portugal geflohen sei. Nun ist der Kleine ganz alleine auf Spaniens Straßen unterwegs.

In Oropesa findet er Aufnahme beim Verwalter des Grafen. Dort lernt er lesen und schreiben, bringt den Hirten das Essen auf die Felder, wird bald selbst Hirte. 1523 wird er Soldat im Heer Karls V.. Es heißt, Johannes sei bei der Beschaffung von Verpflegung vom Pferd geworfen worden, habe sich unter Anrufung der Madonna zur Truppe zurückschleppen können, dann aber die ihm anvertraute Beute verloren und sei deshalb zum Tod durch den Strang verurteilt worden. Begnadigt kehrt er nach Oropesa zurück. 1529 zieht er mit seinem Grafen als Landsknecht gegen die Türken vor Wien und ist am 24. September 1532 dabei, als Karl V. in die Stadt einzieht.

In La Coruna ist Johannes wieder auf spanischem Boden, pilgert nach Santiago de Compostela, reist in seine Heimat, um – vergeblich – nach seinen Eltern zu suchen. Von da führt ihn sein Weg über Gibraltar nach dem heute so oft erwähnten Ceuta, wo er an der Festung mitbaut. Er ist ein unruhiger Geist in einer unruhigen Zeit.

Als ein Arbeitskollege zum Islam konvertiert, kehrt Johannes schockiert nach Gibraltar zurück, handelt mit geistlichen Büchern und Heiligenbildern, eröffnet aber kurz vor Weihnachten in Granada beim

Elvirator eine Buchhandlung. Am 20. Januar 1539 hört er auf dem Hügel gegenüber der Alhambra den berühmten Prediger Johannes von Avila, ist so beeindruckt, dass er all sein Hab und Gut aufgibt. Man sagt, er habe seine Bücher weggeworfen und sei nackt durch die Straßen gelaufen. Jedenfalls wird er als Verrückter in das Königliche Hospital eingeliefert und erfährt dort, wie man mit Geisteskranken umgeht. Viele werden angekettet, geschlagen, müssen Handschellen tragen, schmerzhaft „Behandlungen“ über sich ergehen lassen. In ihrer Hilflosigkeit beten Betreuer den Exorzismus über die Kranken.

Johannes von Avila erfährt, wie seine Predigt auf Johannes gewirkt hat, besucht ihn, bittet ihn, seine so falsch verlaufene Begeisterung in Bahnen zu lenken, die anderen hilft. Der Kranke wird leiser, widmet sich nun selbst der Krankenpflege.

Nach seiner Entlassung macht er eine Wallfahrt nach Guadeloupe, findet dann Aufnahme bei einer konvertierten Maurenfamilie und beginnt im Innenhof des Hauses Kranke zu pflegen. Er holt sie von der Straße, trägt sie, wenn sie selbst zu schwach sind, unter dem Torbogen des Hauses hindurch, auf dem – heute noch – zu lesen steht „Das Herz befehle“. Bald hat er das erste von fünf Krankenhäusern. Er kümmert sich um alles, wärmt das Essen, spült, sorgt dafür, dass Patienten Betten haben, trennt Bettler von Pilgern, bildet je nach Krankheit unterschiedliche Abteilungen, sorgt sich rührend um die vielen Findelkinder, versucht Prostituierte freizu-

kaufen. Im Milieu der Zuhälter trifft er Anton Martin, den Rächer eines Ermordeten, und Pedro Velasco, den Mörder, die er versöhnen kann. Sie werden seine ersten Helfer.

Ärzte behandeln die Kranken, Seelsorger stehen ihnen bei. Nachts noch läuft Johannes durch die Straßen, sammelt Holz, das er für Medikamente und Nahrung verkauft, erbettelt Geld, Essen und Speisereste. „Tut Gutes, Brüder“ ruft er und sein Ruf wird gehört. Immer mehr Men-



schen schließen sich ihm an. Der Bischof von Tuy nennt ihn „Johannes von Gott“, weil ein Mensch solch ein Werk nur vollbringen könne, wenn er von Ihm dazu berufen sei.

Im Winter 1549/50 herrscht Hochwasser im Genil. Johannes versucht vergeblich, einen ertrinkenden Buben zu retten, zieht sich eine tödliche Erkältung zu und stirbt am 8. März 1550. Man findet ihn kniend, mit dem Kreuz in der Hand. Die „Barmherzigen Brüder“ des Heiligen, hauptsächlich Laienbrüder, zählen heute zu den wichtigsten männlichen Krankenpflegeorden. ■

Humor ist, ... Sie wissen schon was

Jeder Mensch braucht Vorräte

Nicht nur in Zeiten einer Pandemie ist es gut, einen Vorrat an Lebensmitteln zu haben, aber es ist vor allem die Seele, die ein großes Maß anderer Vorräte nötig hat. Einen Vorrat an Zuversicht und Hoffnung, wie sie uns der Glaube gibt, einen Vorrat an Freunden und lieben Menschen um uns herum und einen Vorrat an Humor, der über so viel Not und Schmerz hinwegtragen kann. Über die kleinen und die großen Verluste.



Wer hat nicht schon geschmunzelt, wenn in der Heiligen Messe wieder davon gesprochen wurde, dass Gott uns so sehr liebt, dass er sogar die Haare auf unserem Kopf gezählt hat. Mag sein, denkt man dann angesichts des glatzköpfigen Vordermanns oder der eigenen schmerzhaften Verluste, aber tröstet das wirklich? Und vielleicht springen die manchmal sehr selbständigen Gedanken des frommen Messbe-

suchers zu Ephraim Kishons Geschichte über dessen Haare. Als sich deren Pracht immer mehr lichtet, nimmt er den Kampf um sie mit allen Mitteln auf. Den letzten drei Exemplaren, die er hingebungsvoll betreut, gibt er Namen und muss sie schließlich doch traurig entschwinden lassen.

Wer sich in einer ausweglosen Situation befindet wie Wilhelm Buschs kleiner Vogel auf der klebrigen Leimrute mag sich dann an dessen Lied erinnern: „Wenn dem so ist, wie dem ist, und wenn mich doch der Kater frisst, dann will ich keine Zeit verlieren, schnell noch ein wenig jubilieren. ...“ Die verbliebene Zeit für ein wenig Dankbarkeit und Fröhlichkeit zu nutzen, selbst wenn alles aussichtslos erscheint, ist sicher nicht das Schlechteste.

Gott, dem unser Jubilieren und unsere Dankbarkeit gelten könnte, muss sehr viel Humor haben. Er hat den Menschen geschaffen, obwohl er von Anfang an wusste, wie wir sein würden; oft ein wenig wie die beiden Kölner Originale Tünnes und Schäl.

Schäl beispielsweise kommt gerade von der Beichte aus dem Dom und sieht auf dem Domplatz leider gleich einen, mit dem er bis eben schwer im Streit gelegen hat. „Hast Du ein Glück, dass ich grad im Stand der heiligmachenden Gnade bin,“ schreit er wütend zu ihm hinüber, „aber wart nur, ich komm auch wieder raus.“ Was genau so auch gerade geschieht. Eigentlich dürfte er also gleich wieder reumütig in den Dom zurückkehren.

So sind wir. Um unseren Glauben bemüht und ganz schnell wieder ganz anders. Von der Heiligen Teresa von Avila wird ein Satz berichtet, den sie ihrem Gott entgeschleudert, als sie völlig übermüdet von ihrem Esel

fällt, obwohl sie sich doch gerade so sehr für Jesu Botschaft eingesetzt hat: „Wenn du so mit deinen Freunden umgehst,“ soll sie gesagt haben, „musst du dich nicht wundern, dass du so wenige hast.“ Hat sie nicht recht? Aber darf man so mit Gott reden?

Man darf, denn er hat viel Humor. Muss er ja haben, wenn er an uns denkt. Und wenn wir in unserem Alltag wieder einmal von dem Esel fallen, der uns doch eigentlich vorwärts bringen sollte, wenn es weh tut und ungerecht erscheint, dann dürfen auch wir genau so mit ihm reden. Man soll mit ihm reden, soll anklagen und loben, weinen und lachen aber immer im Gespräch mit dem sein, der uns – aus Hochachtung vor uns – alle Freiheit gibt und uns dennoch bis in Jesu Tod hinein immer liebt.

Und wenn wir uns gar nicht sicher sind, wie es für uns weitergeht, wie das Leben nach dem Tod sein wird?

Tünnes und Schäl haben sich darüber in langen Gesprächen Gedanken gemacht. Dann haben sie beschlossen, dass derjenige von ihnen, der als erster stirbt, den anderen darüber informieren wird, wie es im Jenseits ist. Das scheint die einzige Lösung: Ist es so wie Tünnes meint, dann soll der Tote „taliter“ sagen, so ist es. Ist es aber, wie im Gegenteil Schäl annimmt, dann heißt die Information „aliter“, anders also als die Ansicht von Tünnes.

Nicht lange nach ihren Gesprächen über das ewige Leben, stirbt Tünnes und ein paar Nächte danach erscheint er tatsächlich dem Schäl. „Und wie ist es?“ fragt der, aufgeregt und sehr neugierig, denn es geht um so viel.

Die Antwort ist nicht gerade erhellend. „Totaliter aliter“, sagt der Tote, „völlig anders“.

Wie auch immer: Es wird, das sagt uns Jesus in all seinen Gleichnissen vom himmlischen Hochzeitsmahl, sehr, sehr schön. Wirklich. Ganz ohne Zweifel. ●

Das sind die Folgen der Versäumnisse

Die meisten Bischöfe sind durch das Outing „#OutInChurch“ von innerkirchlichen Mitarbeitern rasch eingeknickt. Die kirchlichen Mitarbeiter dieser Initiative wollen die Anforderungen ihrer Arbeitgeber nicht mehr an der Morallehre der Kirche ausrichten und sich damit identifizieren. Ihre Begründung ist, sie wollen „angstfrei“ leben und keine Regelungen mehr befürchten müssen. Einfacher ausgedrückt, sie möchten leben wie „andere“ Arbeitnehmer in säkularen Unternehmen.

Die Kirche ist nach dem Staat der größte Arbeitgeber. Die Umfragen (Allensbach) zeigen, dass sich bei den Katholiken nur mehr 23% als „gläubig“ bezeichnen. Unter diesen Umständen können die kirchlichen Arbeitgeber nicht mehr damit rechnen, dass ihre aufgeblähten Apparate und Institutionen mit Menschen besetzt werden können, die sich mit der Lehre der Kirche identifizieren und ihre Morallehre praktizieren.

Noch rechnen Katholiken damit, dass in kirchlichen Kindergärten oder Schulen in kirchlicher Trägerschaft, in kirchlichen Krankenhäusern oder Beratungseinrichtungen neben dem fachlichen Niveau auch christlicher Geist spürbar wird, weil sonst die Fragen aufkommen, wozu braucht die Kirche solche Einrichtungen? Die Kirche will mit ihren Einrichtungen in die Welt hineinwirken, wenn sie das nicht mehr will oder kann, soll sie sich davon trennen. Es gibt einen Markt für diese Institutionen. Niemand muss arbeitslos werden, wenn sich die Kirche zurückzieht. Andere weltliche Einrichtungen werden die Lücken ausfüllen. Weil aber die Kirche geistlich wirken soll, sollte sie das beachten, was ihr Papst Benedikt XVI. in Freiburg am 28. September 2011 ins Stammbuch geschrieben hat ... „In der geschichtlichen Ausformung der Kirche zeigt sich ... dass die Kirche zufrieden wird mit sich selbst, sich in dieser Welt einrichtet, selbst genügsam ist und sich den Maßstäben der Welt angleicht ... Umso mehr ist es wieder an der Zeit, die wahre Entweltlichung zu finden, die Weltlichkeit der Kirche beherzt abzulegen, d.h. natürlich nicht, sich aus der Welt zurückzuziehen, son-

Auf dem Prüfstand

dern das Gegenteil. Eine vom Weltlichen entlastete Kirche vermag gerade auch im sozial-caritativen Bereich den Menschen, den Leidenden wie ihren Helfern, die besondere Lebenskraft des christlichen Glaubens zu vermitteln. »Der Liebesdienst ist für die Kirche nicht eine Art Wohlfahrtsaktivität, die man auch anderen überlassen könnte, sondern er gehört zu ihrem Wesen, ist unverzichtbarer Lebensausdruck ihrer selbst«. Allerdings haben sich auch die caritativen Werke der Kirche immer neu dem Anspruch einer angemessenen Entweltlichung zu stellen, sollen ihr nicht angesichts der zunehmenden Entkirchlichung ihre Wurzeln vertrocknen“ ...

Die Kirche in Deutschland hat nicht auf Papst Benedikt XVI. gehört. Jetzt rächen sich diese Versäumnisse.

Hubert Gindert

Die Digitalisierung von Dienstleistungen – ein zunehmendes Problem für Senioren

Ein massenhaftes Problem wird kaum zur Kenntnis genommen: Ältere Menschen können mit dem technischen Fortschritt nicht so gut umgehen wie jüngere. Das betrifft auch die Wertschätzung der Senioren und ihre menschliche Würde.

Es gibt die bekannten Slogans: „Wir sind ein Dienstleistungsunternehmen“! Gleichzeitig werden Dienstleistungen abgebaut, Personal wird abgezogen, Beratung wird gekürzt, Öffnungszeiten werden eingeschränkt. Fragen können kaum mehr am Schalter besprochen werden. Sie müssen digital mit Apps oder Online erledigt werden. Das ist ein generel-

ler Trend zu Lasten der Senioren, die teilweise entwürdigend behandelt werden.

Der technische Fortschritt ermöglicht Unternehmen Kosteneinsparungen in Milliardenhöhe. Der Trend Dienstleistungen einzusparen zeigt aber, dass es um Profitmaximierung geht.

In Spanien hat der pensionierte Arzt Carlos San Juan mit dem Schlagwort: „Ich bin alt, aber kein Idiot“ (Soy Mayor – No Idiota) das Problem aufgegriffen. Seine Initiative brachte in kurzer Zeit „mehr als 600.000 Unterschriften“ zusammen (Augsburger Allgemeine Zeitung, 11.2.2022).

In Spanien umfasst die Rentnergeneration bei einer Gesamtbevölkerung von 47 Mio. mittlerweile 10 Mio. Der Vorgang ist aber kein spanisches Problem. Er gilt überall, wo der technische Fortschritt eine durch die demographische Entwicklung überalterte Bevölkerung überrollt. Die Politiker, die Kirchen und die Medien müssten dieses Problem aufgreifen. Wie könnten Lösungen aussehen? Der Aufruf: „Ein Leben lang lernen!“ hieß für Senioren mit 60 oder 70 Jahren fast soviel wie eine neue Sprache lernen. Wenn sie aber kleine Kinder fragen müssen, wie das Problem zu lösen ist, fühlen sie sich deklassiert. Es werden neue Dienstleistungen für Senioren entstehen, die selbstverständlich bezahlt werden müssen. Die bessere Lösung wäre, wenn Dienstleister ihren Mitarbeitern die notwendige Zeit einräumen würden, damit sie Senioren an die Hand gehen.

Hubert Gindert

„Unangenehme“ Wahrheit, die unter dem Deckel gehalten wird. Warum wird das verschwiegen?

Die deutsche Kriminalstatistik spricht von 80.000 Straftaten gegen sexuelle Selbstbestimmung allein für das Jahr 2020. Sie kommen in Familien, Vereinen, am Arbeitsplatz vor. Auch Missetäter der katholischen Kirche sind in dieses gesamtgesellschaftliche Problem verstrickt. Aber es ist nicht die Kirche, sondern es sind einzelne Mitglieder der Kirche, die Missbrauch begangen haben. Warum wird die katholische Kirche



Jesu Einzug in Jerusalem

Das Bild stammt aus dem sog. Ingeborg-Psalter, der um 1200 für Ingeborg von Dänemark (*um 1175, + 1236), Gemahlin von König Philipp II. von Frankreich (1165 – 1223), angefertigt wurde. Der Psalter befindet sich heute im Musée Condé in Chantilly. Er gilt als ein Hauptwerk der französischen Buchmalerei der frühen Gotik. Der Hintergrund ist noch ganz Gold. Selbst der Esel schreitet über Gold. Betrachtet man die vier linken Köpfe, so haben alle fast das gleiche Profil. Sie unterscheiden sich jedoch durch ihre Kopfbehaarung.

Jesus wird von einer Eselin getragen. Diese wird von ihrem Fohlen begleitet. So hat wohl der Maler Joh 12, 15 verstanden, wonach Christus auf dem „Füllen einer Eselin“ (Sach 9,9) sitzt. Christus sitzt auf einem Kleid (Mt 11, 7, Lk 19, 36). Segnend formt er mit den Fingern seiner rechten Hand die Buchstaben IC-XC als Abkürzung von Jesus Christus. In der linken Hand hält er ein Buch, Zeichen, dass er lehrt und dass durch ihn die Schrift erfüllt wird. Christus folgen die Apostel: Der bartlose, welcher auf Christus hinweist und der ein Buch hält, ist Johannes Ev. Neben diesem, ebenfalls mit einem Buch, könnte der Evangelist Matthäus stehen. Vor der Eselin breitet ein Knabe ein Kleid aus (Mk 11,8). Der gleichfarbig wie das Kind gewandete Greis darüber begrüßt Christus vor dem Jerusalemer Stadtort, welches ganz rechts noch zu erahnen ist, mit einem Palmzweig (Mk 11,8). In seinem Rücken kontrastiert ein junger, bartloser Mann, ebenfalls mit einem Zweig in einer Hand und in der anderen ein Kind. In der Mitte des Bildes steht ein Baum. Wie einst Zachäus (Lk 19,4), so ist ein Kind auf den Baum gestiegen. Um Christus besser sehen zu können, hat er einen Zweig nach unten gebogen.

Alois Epple

zum Sündenbock gestempelt. Bei den sexuellen Missbrauchsfällen, darf keiner verschwiegen werden. Bischof Voderholzer fordert zurecht den Institutionenvergleich und fragt: „Wo sind denn die Maßnahmen zur Aufarbeitung in der Schule oder beim Sport? Da ist doch die Kirche meilenweit voraus.“

Die Kirche drückt sich auch nicht um Anerkennungs- und Entschädigungsleistungen für die sexuellen Missbrauchsfälle. Die unabhängige Kommission für Anerkennungsleistungen (UKA) teilt mit, insgesamt sind 1565 Anträge eingegangen. 12,9 Mio. Euro sind von der katholischen Kirche als Ausgleichsleistungen für die Opfer bewilligt und ausbezahlt worden. Die Opfer können nach ei-

ner Neureglung der Zahlungen seit Anfang 2021 höhere Summen beantragen (Augsburger Allgemeine Zeitung, 19.2.21). Bischof Voderholzer zitiert die Mittelbayerische Zeitung, welche berichtet, dass die Kirche Anerkennungsleistungen von bis zu 50.000,- Euro zuerkennt, während die Gerichte sehr selten in vergleichbaren Fällen die Grenze von 10.000,- Euro überschreiten. „Wer diese Summen angesichts einer zerstörten Kinderseele beklagt, der sollte sich zunächst an den Bundesjustizminister, nicht an den früheren Erzbischof Ratzinger und späteren Papst wenden“, zitierte Bischof Voderholzer den Kommentar der Mittelbayerischen Zeitung (kath.net).

Hubert Gindert

Ein vom Münchner Merkur Ende Februar 2022 abgelehnter Leserbrief.

Herr Christian Weisner schreibt, dass Kardinal Marx die geforderten Neuerungen des „Synodalen Weges“ sofort kirchenrechtlich umsetzen sollte. Das geht aber nicht, weil wir in Deutschland die grundgesetzlich garantierte Religionsfreiheit haben. Das heißt: Wem die angestammte Religion nicht mehr gefällt, hat natürlich das Recht auszutreten und eine neue Religion zu gründen. Niemand kann und will ihm das verweigern. Aber wer in der angestammten Religion bleiben will, hat auch ein Recht auf Religionsfreiheit. Die katholische Kirche darf also unter ihrem angestammten Namen weiterbestehen. Dort dürfen die Zehn Gebote Gottes und die Sieben Sakramente der Kirche weiterhin ihre Gültigkeit behalten. Wo ist das Problem, wenn die so genannten Reformer nur für sich Reformen einführen und uns Katholiken weiterhin die Religionsfreiheit belassen. Meine Familie und ich möchten nämlich in der katholischen Weltkirche bleiben, weil es außerhalb bestimmt nicht weniger Schmutz gibt, aber sicher weniger Heilige und weniger Märtyrer.

Dr. Eduard Werner, Andechs

Spendenaufruf

DER
FELS

Liebe FELS-Leser,

Wir freuen wir uns natürlich sehr über Ihre Wertschätzung und Anerkennung für einzelne Artikel. Deswegen möchten wir auch gerne fortfahren, mit und an der Arbeit für den „Fels“.

Bitte unterstützen Sie uns weiterhin ausreichend finanziell.

Der Fels Verein e.V. ist als gemeinnützig anerkannt, daher sind Spenden steuerlich abzugsfähig.

Ein herzliches Vergelt's Gott für Ihr Wohlwollen
Herzlichst Ihre Fels-Redaktion



Liebe Brüder und Schwestern, im Schmerz über diesen Krieg wollen wir alle gemeinsam beten und den Herrn um Vergebung und Frieden bitten.

Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, hab Erbarmen mit uns Sündern!
Herr Jesus, geboren unter den Bomben von Kiew, erbarme dich unser!
Herr Jesus, gestorben in den Armen einer Mutter in einem Bunker in Charkiw, erbarme dich unser!
Herr Jesus, mit 20 Jahren an die Front geschickt, erbarme dich unser!
Herr Jesus, der du im Schatten deines Kreuzes immer noch bewaffnete Hände siehst, erbarme dich unser!
Vergib uns, Herr, vergib uns, wenn wir uns nicht mit den Nägeln begnügen, mit denen wir deine Hand durchbohrt haben, sondern weiterhin unseren Durst stillen mit dem Blut der von Waffen zerfleischten Toten.
Vergib uns, Herr, wenn diese Hände, von dir geschaffen, um Schutz zu geben, zu Werkzeugen des Todes geworden sind.
Vergib uns, Herr, wenn wir fortfahren, unseren Bruder zu töten, wenn wir wie Kain fortfahren, Steine von unserem Feld zu nehmen, um Abel zu töten.

Vergib uns, Herr, wenn wir weiterhin die Grausamkeit rechtfertigen mit unserer Erschöpfung, wenn wir mit unserem Schmerz die Brutalität unseres Handelns legitimieren.

Vergib uns den Krieg, Herr. Herr Jesus Christus, Sohn Gottes, wir flehen dich an! Halte die Hand Kains zurück!

Erleuchte unser Gewissen, nicht unser Wille soll geschehen, überlasse uns nicht unserem eigenen Handeln!

Halte uns auf, Herr, halte uns auf!

Und wenn du die Hand Kains aufgehalten hast, dann kümmere dich auch um ihn. Er ist unser Bruder. Oh Herr, halte die Gewalt auf! Halte uns auf, Herr! Amen.

Papst Franziskus, 17. März 2022

Papst Franziskus gibt seit Beginn des Krieges in der Ukraine beinahe täglich Gebete bekannt. Zu finden unter dem Hashtag #betenwirgemeinsam und #ukraine.

Wir bitten unsere Freunde sich einer Gebetsinitiative für die Ukraine anzuschließen.

Gebetsmeinung des Hl. Vaters im April 2022

Für alle im Gesundheitswesen Tätigen
Wir beten für alle, die im Gesundheitswesen arbeiten und den Kranken und den älteren Menschen besonders in den ärmsten Ländern dienen; die Regierungen und lokalen Gemeinden mögen sie adäquat unterstützen.

Foto- und Quellennachweise:

99 J. R. Porter: Jesus und seine Zeit, Orbis Verlag, 1999, S. 129; 100 Die Psalmen, Belsar Verlag, 1997, S. 23; 101 A. Zimmer; 102 H. Daucher: Wege d. Zeichnens, O. Maier, Ravensburg, 1984, S. 61; 103-104 P. Hermes; 105 von Anonymus-Eigenes Werk, Gemeinfrei; 106 A. Zimmer, Leuchtbbox IVA BO; 107 www.dorotheeschaefer.de; 108 Vince Gx on Unsplash; 110, 113 (mitte) 114 (mitte) Joachim Schäfer - Ökumenisches Heiligenlexikon; 112 A. Skira: Die großen Jhdt. der Malerei, S. 204; 113 (oben) s3.amazonaws.com/gs-geoimages/b51dd528-fe32-4743-83dd-3c5c11bbc9e9.jpg; (unten) Archiv; 114 (oben/unten) Archiv; 115 (oben) Von Marcello Bacciarelli, Gemeinfrei; (mitte) Fray Juan de la Miseria, gemeinfrei (unten) Archiv; 116-117 ome-lexikon.uni-oldenburg.de/begriffe/briefwechsel-der-polnischen-und-deutschen-bischoefe; 118 Maksim Romashkin von Pexels, Die Psalmen, Belsar Verlag, 1997, S. 141; 120 privat; 123 Woodquarter - Eigenes Werk, CC BY-SA 3.0; 124 Daniil Komov on Unsplash; 128 executedtoday.com/tag/robert-limpert/
Quellen: Die Tagespost dokumentiert im Wortlaut den Brief „Aus brüderlicher Sorge“ des Vorsitzenden der Polnischen Bischofskonferenz, Erzbischof Stanislaw Gadecki, an seinen deutschen Amtsbruder, Bischof Georg Bätzing

Anschriften der Autoren dieses Heftes

- Diakon Raymund Fobes
Zillenweg 8
85051 Ingolstadt
- Pfr. Ludwig Gschwind
Hl. -Kreuz-Str. 1
86513 Ursberg
- Michael Schneider-Flagmeyer
V. Gartenreihe 29
66740 Saarlouis
- Hermann Rieke-Benninghaus
Juttastr. 22, 49413 Dinklage
- Pastoralreferent Alfons Zimmer
Am Füllort 3c, 44805 Bochum
- Ursula Zöllner
Karlst. 3, 63793 Aschaffenburg

DER FELS - Katholische Monatsschrift. Gegründet 1970 von Pater Gerhard Hermes SAC

Verlag: Der Fels-Verein e.V.

Herausgeber: Der Fels-Verein e.V.

Verantwortlicher Redakteur: Prof. Dr. Hubert Gindert

Redaktion: Eichendorffstr. 17, D-86916 Kaufering, Tel.: 08191/966744, Fax: 08191/966743,

E-Mail: Redaktion: Hubert.Gindert@der-fels.de Bestellung: Renate.Gindert@der-fels.de

Verlagsleitung: ebendort, Grafik und Layout: Renate Gindert, Bernau;

Druck: Mayer & Söhne, Druck und Mediengruppe GmbH, 86551 Aichach

DER FELS erscheint monatlich im Umfang von 32 Seiten.

Bestellung: An den Fels-Verein e.V., Postfach 1116, D-86912 Kaufering

Einzahlung Deutschland: Konto Fels e.V.;

VR-Bank Landsberg-Ammersee eG: Der Fels e.V. KontoNr.: 5147522, BLZ: 700 916 00

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Postbank München: Der Fels e.V. KontoNr.: 903 166 809, BLZ: 700 100 80

IBAN: DE59 7001 0080 0903 1668 09 BIC: PBNKDEFF

Österreich: Bestellungen wie oben, Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, Fels e.V.,

IBAN: AT28 3400 0079 0449 2807 BIC: RZ00AT2L

Schweiz: Bestellungen wie oben, Post Finance: Der Fels e.V. Nr.: 60-377 132-6

IBAN: CH80 0900 0000 6037 7132 6 BIC: POFICHBEXXX

Für übrige EU-Länder: Bestellungen wie oben, Der Fels e.V.

IBAN: DE46 7009 1600 0005 1475 22 BIC: GENODEF1DSS

Student Robert Limpert aus Ansbach Ein Gewissen gegen die Gewalt

Der 19jährige Student Robert Limpert hatte bereits im Februar 1945 sein Testament und seine eigene Todesanzeige geschrieben. Sein Wahlspruch war: Frömmigkeit, Nächstenliebe, Keuschheit. Er wuchs in einem gut katholischen Elternhaus auf. Ein Onkel war katholischer Priester, und seit frühester Jugend engagierte er sich in seiner Heimatgemeinde St. Ludwig. Er war Ministrant, leitete als Jugendlicher Andachten, war mit den Kaplänen befreundet und fühlte sich eng mit der katholischen Kirche verbunden

Er wusste um die drohenden Folgen seines Widerstandes gegen das NS-Regime. Als Kriegsgegner wollte er beim Anrücken der amerikanischen Truppen eine sinnlose Verteidigung seiner Vaterstadt Ansbach verhindern. Nachts verteilte er Flugblätter, in denen er zur kampflosen Übergabe der Stadt aufrief. Er wollte Ansbach und seine Bürger vor Vernichtung und Tod zu retten. In ihm wirkte der Wille zur Christus nachahmenden Opferbereitschaft.

Obwohl feindliche Verbände den Verteidigungsgürtel bereits durchbrochen hatten, beabsichtigte der Kampfkommandant, Luftwaffenoberst Dr. Ernst Meyer, die Stadt „bis

zur letzten Patrone“ zu verteidigen. Limpert durchschnitt am 18. April 1945 mit einer Zange das Kabel, das den Gefechtsstand des Kommandanten mit der Truppe verband. Er wusste nicht, dass der Posten bereits verlassen war. Dabei beobachteten ihn zwei Hitlerjungen und denunzierten ihn. Limpert wurde verhaftet. Meyer war sicher, den Verräter der letzten acht Tage gefunden zu haben und bildete ein Kriegsgericht. Der Hinrichtung ging kein Urteil, sondern ein fünf Minuten dauerndes Schnellverfahren voraus. Meyer selbst legte Limpert um 13 Uhr die Schlinge um den Hals – zweimal, denn beim ersten Versuch riss der Strick. Zuvor hatte der herzkranke Limpert versucht zu fliehen, wurde aber nach wenigen Metern wieder eingefangen und an den Haaren zurück zum Rathaus geschleift. Als Limpert starb, waren die Amerikaner schon fast in der Stadt. Um 17.30 Uhr fanden sie Limperts Leiche und

schnitten sie vom Haken. Gegen 21 Uhr war Ansbach vollständig besetzt.

Heinz Rudolf Kunze schreibt in seiner Ballade von Robert Limpert die Zeile: „Kein Gott hat ihm geholfen“. Man kann sich die Frage nach dem Grund eines nicht leicht zu begreifenden Todes stellen. Aber wir wissen, dass Gott Prüfungen zulässt, sogar Prüfungen bis zum Tod, durch das Martyrium. „Selig sind, die Verfolgung leiden um der Gerechtigkeit willen; denn ihrer ist das Himmelreich“ (Mt 5, 10). Limpert wurde Opfer derer, die seinen Herrn Jesus Christus verachteten.



Ernst Meyer wurde 1946 wegen Totschlags zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt. Er war jedoch nur bis Dezember 1951 inhaftiert. Er rechtfertigte seine damalige Tat bis zu seinem Tod – er starb 97jährig im Jahr 1993 – und ließ keinerlei Unrechtsbewusstsein erkennen. *Hermann Rieke-Benninghaus*